



ons stad

Nr 46 1994

Im Dialog mit der Jugend

Es ist schon paradox: Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit war die Lebenserwartung so hoch wie heute in den reichen Industrienationen, und nie zuvor war der Anteil der Alten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung so bedeutend. Aber überall wo man hinschaut, herrscht Jugendkult: Jeans, bunte Hemden und Jacken können heute von allen Altersgruppen in fast allen Lebenslagen getragen werden, und ganze Industriezweige sind auf Freizeit, Jugend, Schönheit und Fitness spezialisiert.

Doch wann hört die Jugend auf und wann beginnt das Alter? 1985, im UNO-Jahr der Jugend, hat man sich international darauf geeinigt, den Zeitraum zwischen 15 und 25 Jahren als Jugend zu bezeichnen. 18-25jährige dürfen aber durchaus schon als „junge Erwachsene“ gelten, und juristisch ist die Sachlage ohnehin unmißverständlich geregelt: Mit 18 ist hierzulande jeder ein vollwertiger Bürger mit allen Rechten und Pflichten, die die Verfassung vorsieht.

Wenn man sich die UNO-Definition zu eigen macht, dann gibt es in unserer Hauptstadt rund 9.000 Jugendliche zwischen 15 und 25 Jahren. Und seit 1988 gibt es auch eine spezielle Dienststelle, die die Interessen dieser Altersgruppe vertritt, nämlich der Jugenddienst der Stadt Luxemburg auf Nummer 28 auf dem *Knuedler*.

In einer Zeit, wo die Rate der Jugendarbeitslosigkeit höher als jemals zuvor ist, wo die Zahlen der Drogentoten und Aids-Kranken ständig steigen und wo die Ansprüche der Schule und des Arbeitsmarktes immer höhergeschraubt werden, ist eine solche Orientierungshilfe für junge Menschen nötiger denn je.

Leiter des städtischen Jugenddienstes ist der Diplompädagoge Marc Kayser, und er summiert die Arbeit seiner Dienststelle schwerpunktmäßig folgendermaßen:



– Der Kontakt- und Informationsdienst *Info-Jeunes* steht allen Jugendlichen die ganze Woche über während der Bürostunden zur Verfügung. Hier erhalten sie alle möglichen Informationen, Faltblätter und Broschüren über Jugendclubs, Jugendreisen, Sport- und Musikveranstaltungen, Theater, Kino usw., und wenn sie konkrete Schwierigkeiten haben (z.B. Drogen, Probleme mit der Schule oder mit den Eltern), dann werden sie unbürokratisch an kompetente Stellen weitergeleitet. Aber auch junge Touristen finden bei *Info-Jeunes* alle nötigen Tips und Informationen über Jugendherbergen, Verkehrsmittel, billige Hotels, Restaurants und Ferienaktivitäten.

– Der Jugenddienst unterstützt zudem sämtliche lokalen *Jugendclubs* und *Jugendhäuser* der Stadt Luxemburg, und er koordiniert die Zuteilung der *Gemeindesubsidien* an über 300 hauptstädtischen Vereine und Organisationen (Scouts, Guiden, Sport-, Musik und Kulturvereine). Außerdem kümmert er sich um den Austausch von Jugendlichen innerhalb der *Union des Capitales de l'Union Européenne*, die alljährlich eine Veranstaltung in jeweils einer anderen europäischen Hauptstadt organisiert.

– Daneben unterstützt die Dienststelle *soziale Projekte mit Jugendarbeitslosen* (z.B. auf der *Schläifmillen*), und sie hat auch selbst eine solche Initiative ins Leben gerufen, nämlich *Vélo en Ville* in Stadtgrund, wo 12 Jugendliche sinnvoll beschäftigt werden.

– Und schließlich nimmt der Jugenddienst auch die *Anträge auf Schulsubsidien* entgegen, die alle in der Hauptstadt wohnenden Schüler stellen können, wenn sie eine postprimäre oder postsekundäre Schule besuchen. Ausschlaggebend für die Höhe der Subsidien sind vor allem die soziale Stellung der Eltern, die Anzahl der Geschwister, die schulische Leistung und das Niveau der Studien.

r.cl.



2

Stater Chronik

- 38 Jahre im Dienste der städtischen „Hospices civils“: Ehrung für Joseph Guill
- Zum Gedenken: Nicolas Bosseler †
- L'exposition „La Ville et son passé récent“

4

**Stadtviertel Neudorf:
Wie aus einem Prunkschloß
mit fürstlichem Wildpark ein
Vorort wurde**

„So eng mit der Geschichte der Altstadt verwoben wie die idyllisch am Ufer der Alzette ineinander verschachtelten Unterstädte Grund, Clausen und Pfaffenthal ist das *Neidierfchen* ganz sicher nicht. Das heutige Neudorf, dieser schmale, langgezogene Talgrund zwischen Clausen, Weimershof und Fetschenhof-Cents, war vor kaum mehr als vierhundert Jahren noch eine menschenleere Wildnis.“ Ein geschichtlicher Exkurs von René Clesse.



8

**Die Baugeschichte der Neu-
dorfer Kirche**

Ein Rückblick von Marc Ney

9

Auf nach Neudorf!

Ein „Abreißkalender“ von Batty Weber vom 29. Februar 1940.



10

**Friedlich und heiter ist dann
das Alter!**

„Nahtlos geht die Rue de Clausen in die Rue de Neudorf über, der Autofahrer merkt nicht, daß er zügig über eine unsichtbare Grenze fährt. Doch haben Clausen und *Neiduerf* mehr gemeinsam als eine unsichtbare Grenze. Im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren sie beide das Gebiet des Schlosses des Grafen Petrus Ernestus Mansfeldus. Wir wollen kurz das Mansfeldschloß betreten und uns ein wenig umsehen, gleich als ob es in seiner ganzen Herrlichkeit noch da stünde, so wie es der Jesuit Jean-Guillaume Wiltheim, irgendwann im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, noch gesehen haben will, bevor es seiner Kunstschätze beraubt und dem Verfall preisgegeben wurde...“ Eine historisch-literarische Studie von Othon Scholer.

I-XII

**pages intercalées
Di giel Säiten**

- Aktioun Bambäsch
- Le service Endettement d'Inter-Actions Faubourgs
- Le Service des soins à domicile de la Croix-Rouge luxembourgeoise
- Cours de langue luxembourgeoise
- Le revenu minimum garanti (RMG)
- Regards sur la culture grecque
- Bibliothèque municipale: Nouvelles acquisitions

17

**Le Carmel:
Un îlot de paix et de prière**

Pour être complet, si l'on raconte l'histoire du Neudorf, on ne peut pas négliger le couvent des Carmélites, même s'il ne se trouve pas implanté dans la vallée du Neudorf, mais sur les hauteurs boisées du Cents. Pour le passant qui vient d'un monde bruyant et agité, la vie

qu'il devine derrière ses murs suscite évidemment son intérêt, voire sa curiosité. Nous remercions les moniales qui ont eu l'obligeance d'ouvrir leurs portes à notre photographe, sachant gré également à leur aumônier, l'abbé Fernand Kemmer, qui a bien voulu nous entretenir de l'histoire du couvent ainsi que de la règle qui en guide l'esprit.



20

**Der „Seminärsbiert“ auf
Weimershof**

von Michel Schmitt

22

**Ecoles privées Notre-Dame
(Sainte-Sophie) Weimershof**

par Paul Margue

24

**Rencontre avec Tchinguiz
Aitmatov**

Rosemarie Kieffer trace le portrait d'un grand auteur russe qui vit dans notre capitale.


Ons Stad Nr 46 - juillet 1994

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Tirage: 41.500 exemplaires
Distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg
La revue ne peut être vendue.

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder, Guy Hoffmann
© Photothèque de la Ville de Luxembourg (Ch. Bernhoeft, B. Fischer, D. Kuhn, Th. Mey, Ed. Kutter, F. Buny, R. Faber, J.-P. Fiedler, R. Schaefer)
Dessins: Andreas Wagner, Pit Weyer
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition: Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

27

**Déi Stonn ier de Fliger
goung**

Eng Geschicht vum Josy Braun

28

Batty und die Katzen

Eine Satire von Jacques Drescher



30

**Une Finlandaise à Luxem-
bourg**

Un portrait de l'actrice Marja-Leena Junker, par Ben Fayot.

32

**Was bedeuten die
Straßennamen der Stadt?**

Eine Serie von Henri Beck

33

**Trésors du Musée
J.-P. Pescatore**

par Georgette Bisdorff



38 Jahre im Dienste der städtischen „Hospices civils“: Ehrung für Joseph Guill



Am vergangenen 28. April wurde im Rahmen einer Feier im Pfaffenthaler Zivilhospiz die Arbeit eines Mannes gewürdigt, der sich ein halbes Leben lang um die Menschen in den städtischen Alters- und Pflegeheimen in Hamm und Pfaffenthal verdient gemacht hatte und der jetzt mit 81 Jahren zurücktrat: Joseph Guill, am 11. Juli 1912 in Diekirch geboren, kam mit seiner Familie im Alter von vier Jahren in unsere Hauptstadt. Nach Jurastudien in Paris wurde er Rechtsanwalt, und bereits 1959 wurde er Mitglied der „Commission administrative“ der Zivilhospize, und von 1967 bis 1993 setzte er sich als Präsident dieses Gremiums für die ständige Verbesserung der Wohn- und Lebensbedingungen der alten Menschen in diesen Häusern ein.

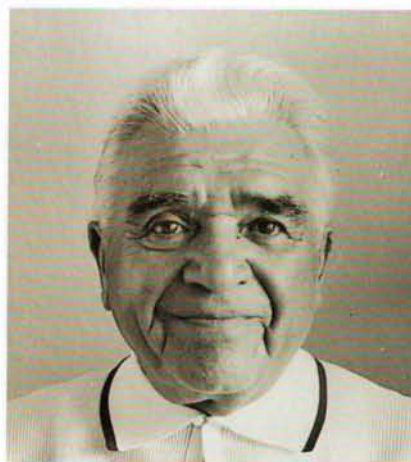
Nachfolger von Joseph Guill auf diesem verantwortungsvollen Posten wurde der Ehrengeneralsekretär der Stadt Luxemburg Henri Beck, welcher die Verdienste seines Vorgängers während dieser Feierstunde, der übrigens auch Bürgermeisterin Lydie Würth-Polfer beiwohnte, gebührend hervorstrich.

Zum Gedenken: Nicolas Bosseler †

Im hohen Alter von 90 Jahren verstarb am vergangenen 2. April der stadt- und landbekannte Ehrenlehrer und Lokalhistoriker Nicolas Bosseler, der bis zu seiner Pensionierung das Amt des Sekretärs der hauptstädtischen Schulkommission bekleidet hatte.

Am 7. März 1904 in Beckerich geboren, trat er 1927 seine erste Lehrerstelle in Hoscheid-Dickt an. 1936 wurde er nach Hagen versetzt, wo er bis zu seiner Verhaftung durch die Nazis im Jahre 1943 amtierte. Nach dem Krieg, dessen zwei letzte Jahre er wegen seiner Tätigkeit als Resistenzler in den Konzentrationslagern Hinzert und Natzweiler verbracht hatte, wurde er nach Luxemburg versetzt, wo er schon bald in die Dienste der Schulkommission trat.

In der Nachkriegszeit wirkte er jahrzehntelang als Vorstandsmitglied der Liga der politischen Gefangenen und Kazettler (L.P.P.D.) und bis 1985 als Präsident der Amicale der früheren Resistenzorganisation L.V.L. Einen Namen hat sich der Verstorbene aber auch als Lokalhistoriker



und Chronist gemacht, u.a. als Verfasser von Büchern wie *Beckerich, Hüttingen, Levelingen* (1975) oder *Hoscheid auf der Strass* (1978). Und nicht zuletzt schrieb Nicolas Bosseler einen Beitrag über die Geschichte des städtischen Schulwesens in *Ons Stad* Nr. 20/1985.

Du 22 juillet au 28 août: L'exposition „La Ville et son passé récent“ Un choix des collections de la photothèque municipale

A partir de l'été 1986 la photothèque de la Ville de Luxembourg, fondée en mars 1984, a pris l'habitude d'offrir au grand public une exposition de plus en plus recherchée au sujet de *La Ville de Luxembourg et son passé récent*. Au fil de huit années consécutives elle a réussi à faire revivre quelques quartiers notoires et bien spécifiques, juxtaposant leur image contemporaine aux différents aspects du passé.

En cette année du dixième anniversaire de la photothèque les responsables ont le plaisir de présenter des œuvres bien définies appartenant à la majorité des grandes et petites collections qui regroupent environ 1.400.000 photos réalisées entre 1855 et 1994.

L'exposition qui débutera le 22 juillet au Cercle municipal, présentera une sélection d'images de la collection Bernard Wolff ou réalisées par des photographes tels que Batty Fischer, Pierre Bertogne, Camille Dieschbourg, Lucien Gérard, Armand Junio, Tony Krier, Edouard Kutter père et fils, Théo Mey, Gaston Mirgain et Remo Raffaelli, ainsi que quelques œuvres originales du grand artiste Edward Steichen dont la photothèque possède une collection précieuse de 44 documents créés entre 1902 et 1954.



Batty Fischer
Roude Pätz, 1913



Théo Mey, la FIL vers 1965



Pierre Bertogne, Septembre 1944



Edward Steichen:
Carl Sandburg
multiple portrait
Connecticut
1936

S tadtviertel N eudorf

Wie aus einem Prunkschloß mit fürstlichem Wildpark ein Vorort wurde

Beim Bombendenkmal befand sich der Haupteingang des Mansfeldschlosses, integriert in die Prunkfassade mit den drei Türmen. Die Gebäude- und Parkanlagen zogen sich längs der Alzette bis über die heutige Clausener Kirche hinweg.



So eng mit der Geschichte der Altstadt verwoben wie die idyllisch am Ufer der Alzette ineinander verschachtelten Unterstädte Grund, Clausen und Pfaffenthal ist das *Neidierfchen* ganz sicher nicht. Es ist auch kaum als Sehenswürdigkeit in den bunten Fremdenführern vermerkt, so daß die Touristenbusse ohne Zwischenstopp von der *Kaltgesbréck* bis hinunter nach Clausen fahren.

Auch die Makler und Baulöwen, die in weniger als zwei Jahrzehnten die *Faubourgs* architektonisch aufgemotzt haben, sind bis hierher noch nicht vorgedrungen. Es gibt auch noch keine Szenelokale, dafür aber das eine oder andere Wirtshaus mit Lokalkolorit, wo man vielleicht für zivile Preise mehr *Vieux Luxembourg*-Atmosphäre antrifft als in den zahlreichen Schickimicki-Bistros, die sich heute, ein paar hundert Meter weiter, am Flußufer genau so breitgemacht haben wie vor langer Zeit die Mühlräder, die Händler und Handwerker.





Das heutige Neudorf, dieser schmale, langgezogene Talgrund zwischen Clausen, Weimershof und Fetschenhof-Cents, war vor kaum mehr als vierhundert Jahren noch eine menschenleere Wildnis, die von einem Bach durchquert wurde, der in Clausen in die Alzette mündete. Zwar hatten die Sklaven- und Soldatenheere der Römer bereits um das Jahr 50 vor Christus eine ihrer großen Heerstraßen (*Kiem*) angelegt, die oben auf der Anhöhe an Kirchberg und Weimershof vorbeiführte, unten aber schlängelte sich allenfalls ein holperiger Jägerpfad durch die waldige Schlucht von Clausen hinauf zum Findel.

Die Neudorfer Siedlungsgeschichte beginnt erst zu jener Zeit, als Peter Ernst, Graf von Mansfeld, als Gouverneur nach Luxemburg kommt, nämlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Der 1517 in Sachsen geborene Graf von Mansfeld und Heldungen war bereits ein berühmter Feldherr und weitgereister Mann in den Diensten des Kaisers Karl V., als dieser ihn 1545 zum Gouverneur der Provinzen Luxemburg und Namür ernannte. Doch von einem beschaulichen Regieren konnte in diesem waffenklirrenden, kriegslüsternen Jahrhundert keine Rede sein: Mansfeld war dauernd an der Spitze kaiserlicher Eroberungsfeldzüge in halb Europa unterwegs, und 1552 geriet er bei der Belagerung von Yvois in fünfjährige französische Kriegsgefangenschaft, die er in einem Turm des Schlosses von Vincennes verbrachte.

Als der Nachfolger Karls V., Philipp II., endlich im Jahre 1557 die gewaltige Ablösesumme aufbrachte, damit Mansfeld nach Luxemburg zurückkehren konnte, herrschten hier Pest und Cholera, die Scheiterhaufen der Hexenprozesse brannten lichterloh, und Rotten von Bettlern und Aussätzigen zogen durch die Städte und Dörfer.



Carl Brandebourg: Das Neudorfer Tor 1869

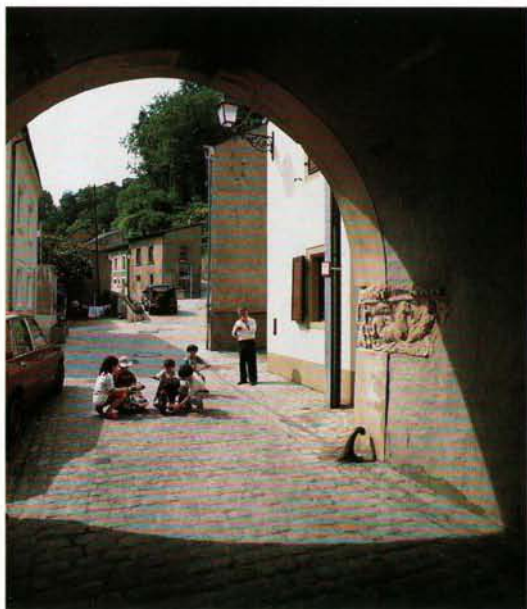
In dieser Zeit muß der Graf den Plan gefaßt haben, in Clausen ein prunkvolles Schloß errichten zu lassen, sozusagen als Bollwerk gegen Krieg und Seuchen und als zinnenbewehrtes Refugium für seine alten Tage. 1563 beginnen die umfangreichen Rodungs- und Bauarbeiten, und ganze Heerscharen von Steinmetzen und Handlangern gehen während Jahren von früh bis spät zu Werke, um das megalomane Projekt zu verwirklichen.

Längs der Alzette, am rechten Ufer, zum heutigen Neudorf hin, entsteht ein riesiger Park mit einem Tier- und Wildgehege, mit exotischen Bäumen und Pflanzen, mit künstlichen Kaskaden und Fontänen, mit Alleen, kostbaren Statuen, mit Lustwäldchen, Vogelpavillons, Teichen, Wasch- und Badehäusern, das Ganze

wohl abgesichert durch eine zinnenbewehrte, zwölf Fuß hohe Mauer.

Mansfeld selbst findet kaum Zeit, hin und wieder die fortschreitenden Arbeiten zu beaufsichtigen, denn er eilt als Feldherr in den Diensten Philipp II. von einer Schlacht zur anderen. Erst 1599 kehrt der inzwischen 82jährige Gouverneur definitiv nach Luxemburg zurück. Es bleiben ihm noch knappe fünf Jahre, um endlich all die Pracht und den Luxus zu genießen, die er sich für seine alten Tage geschaffen hat.

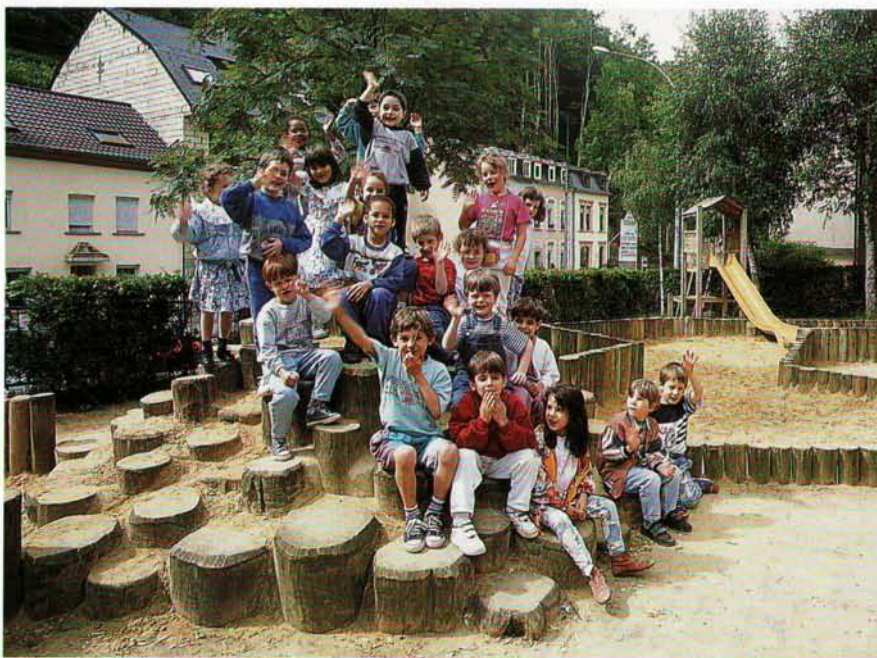
Peter Ernst von Mansfeld stirbt am 22. Mai 1604, und er wird in einer Grabkapelle auf dem Friedhof des Franziskanerklosters beigesetzt. Und bald beginnt auch das Schloß zu verfallen, und all die herrlichen Anlagen verwildern. Bereits 1609 werden die Kunstschatze über die



Mosel nach Holland und von dort nach Spanien verschifft. Und aus den Parkmauern, den Schloßbauten, Pavillons und Torbögen brechen die Vorstädter sich in den folgenden Jahrzehnten die dringend benötigten Steine für den Häuserbau. So hat Graf Mansfeld mit seinem Schloß unbewußt den Grundstein zu einem neuen Vorort gelegt.

Für die Neudorfer Siedlungsgeschichte ist vor allem der ehemalige Tiergarten von Bedeutung. Mit ihren Anhöhen zum Weimershof und zum Fetschenhof hinauf war die Neudorfer Talmulde für dessen Anlage damals ideal, nicht zuletzt durch das im Tale reichlich fließende Quellwasser. Aus jener Zeit stammen die noch heute gebräuchlichen Ortsbenennungen: *am Déieregaard*, *Hierze-krëpp* (Hirschkrippe) oder *am Huese-gröndchen*. Und auch die Wegstrecke vom Tiergarten bis zum Findel heißt heute wie damals *am Laangegronn*.

Von heute aus betrachtet, führte die hohe Mauer mit insgesamt fünf Toren, die den Tiergarten umschloß, etwa von der Eisenbahnbrücke in Clausen nach den Drei Eicheln hin, dann weiter über Weimershof bis zum *Huese-gröndchen*, anschließend an der Brauerei Henri Funck vorbei zum Centser Plateau hinauf und neben dem heutigen Tavionsweg und längs den Felsen von Kuhberg wieder nach Clausen hinunter. Die drei Haupttore trugen die Namen der drei Söhne Mansfelds: Karlstor (Carline, Carlein) auf Weimershof, *Péiteschpuert* in Neudorf bei der Brauerei Funck und *Porta Octaviani* (daher der Name *Tavioun*) auf Fetschenhof. Bei jeder dieser Pforten lag zu Mansfelds Zeiten eine Dienstwohnung für den Pförtner, der zugleich Förster und Wildhüter war.



Diese Häuser blieben auch nach dem Verfall des Parkes bestehen, und langsam wurden neue hinzugebaut. Tiergarten, Weimershof und *Tavioun* waren jetzt Domanialgut, das von der königlichen Finanzkammer in Brüssel verwaltet wurde, und politisch gehörten Weimershof und Neudorf zum Hof Eich in der Herrschaft Johannesberg (Düdelingen).

Im 18. Jahrhundert schritt die Besiedlung des einstigen Tiergartens langsam fort, der Name *Neudorf* jedoch taucht zum erstenmal in den Pfarrbüchern sowie in den Registern und amtlichen Dokumenten der Gemeinde Eich nach der Französischen Revolution auf, am Anfang des 19. Jahrhunderts. Das ist historisch leicht zu erklären: Als die französischen Belagerer im November 1794

der Festung Luxemburg immer näher rückten, wollte der damalige Stadtkommandant General von Bender den Feind daran hindern, die Festungstore zu erobern, indem er sämtliche Gebäude vor den Wällen abreißen ließ. Auch die *Péiteschpuert* mit den umliegenden Häusern wurde damals zerstört. Die so Enteigneten erhielten neue Wohnplätze am Eingang zum *Huese-gröndchen* zugeteilt, und diesem neuen Ortsteil gab der Volksmund dann den Namen *Neydîrfchen* (Neudorf). Dieser Name wurde bald zur Bezeichnung der ganzen Siedlung im Tal, und er hat sich zusammen mit den alten Gehegenamen aus Mansfelds Wildpark bis heute erhalten.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stehen in dem neuen Vorort, der zur Gemeinde Eich gehört und



Äußerst wichtig für die wirtschaftliche Entwicklung des neuen Vororts war der Bau der Brauerei Funck-Schamburger im Jahre 1864. Deren Begründer, Henri Funck (1836-1904), war ein Enkel jenes legendären Heinrich Funck (1775-1853), dem Sippenältesten des Luxemburger Bieres schlechthin, von dem alle hauptstädtischen Brauhäuser von Rang und Namen abstammen. So die Familien Funck-Bricher in Stadtgrund, Funck-Erdmer in Clausen, Funck-Nouveau in Pfaffenthal, Mousel-Funck in Clausen und eben Funck-Schamburger in Neudorf.

Ausschlaggebend bei der Wahl des Bauplatzes waren das vorzügliche und reichlich vorhandene Quellwasser sowie die Felsenhöhlen, die bis zur Erfindung der Kältemaschinen als Eiskeller dienten, aber auch die Lage außerhalb des städtischen Oktrois und des Festungsgürtels ersparte der neuen Brauerei so manche amtliche Schikane.

Einem alten Register der Brauerei zufolge erfolgten die ersten Bierlieferungen am 8. Dezember 1864. Und als die erste *Braucht* aus dem Kessel floß, so wird erzählt, soll Direktor Henri Funck den Brauen aus dem Stall geholt, das Bierfaß auf den *char-à-banc* geladen haben und zum Café Schamburger zum Fischmarkt hinaufgefahren sein, wo die Stammgäste schon voller Spannung des „Neuen“ harreten. Die Probe übertraf alle Erwartung, und in den folgenden Jahrzehnten wurde der Name Neudorf zusammen mit dem *Foncke Béier* bis über die Grenzen unseres Landes zu einem Markenzeichen.

Weit über ein Jahrhundert lang florierete das Unternehmen, dank ständiger Anpassungen an die neuen Techniken der Braukunst. Doch 1982 wurde die „Ancienne Brasserie Henri Funck“, wie zahlreiche andere Luxemburger Brauereien, ein Opfer der Kartellbildungen im Brauwesen. Sie wurde von den *Brasseries Réunies* aufgekauft und stillgelegt. Mit ihr hat Neudorf sein Markenzeichen für immer verloren.

René Clesse

Bibliographie:

- Ketter, Rolph: „Ein Palast für die alten Tage.“ In: *Ons Stad* Nr 22 (1986), S. 2-5;
- Thill, Jang: „Neudorf. Von der Urzeit bis zur Gegenwart.“ In: *In memoriam*. Brochure éditée lors de l'inauguration du monument aux morts Luxembourg-Neudorf 1940-1945, le 30 septembre 1951, S. 9f.
- Reuter, abbé J.: „Neudorf. Werden und Wachsen eines Vorstadtortes.“ In: *Chorale Ste-Cécile Neudorf. 50^e anniversaire (29 juin - 6 juillet 1969)*, S. 42f.
- Thill, Jang: „Die Neudorfer Brauerei.“ In: *Cinquantenaire de la Fanfare Neudorf, du 23 au 30 juin 1957*, S. 81f.
- Thill, Jang: „Vom Feuerlöschwesen in früheren Zeiten.“ In: *75^e anniversaire du corps des pompiers Neudorf, le 7 juin 1959*, S. 21f.



Die Brauerei Anfang der fünfziger Jahre

der Pfarrei Sankt Michel angegliedert ist, noch kaum mehr als hundert kleine, strohbedeckte Häuser, und durch die bescheidene Ortschaft führt ein vielbefahrener Steinweg, der aber in sehr schlechtem Zustand ist.

1843 erhält Neudorf für seine insgesamt 71 Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren eine erste eigene Schule, die sich im Hause eines Herrn Pierre Ernster befindet, der als Jahresmiete von der Gemeinde die Summe von 24 Franken erhält. Ein richtiger Schulbau wird dann 1845 im *Huesegründchen* fertiggestellt.

Eine Feuersbrunst, die am 27. April 1845 zahlreiche Häuser zerstörte, führte zu einem generellen Verbot der Strohdächer. Zu dieser Zeit begann sich auch überall in unserem Lande das freiwillige Feuerlöschwesen zu organisieren, doch

in Neudorf sollte es bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dauern, bis hier, vor allem mit der moralischen und finanziellen Unterstützung der Brauerfamilie Funck, ein funktionstüchtiges Korps aufgebaut werden konnte.

Im Jahr 1852 übernahm der Staat den alten Gemeindeweg, der durch Neudorf führte, um ihn zur großen, der neuen Zeit angepaßten Staatsstraße auszubauen.

Bis 1920 bildete Neudorf mit Weimershof und Tavion eine Sektion der Gemeinde Eich. Durch Gesetz vom 26. März 1920 wurde es dann zusammen mit Eich in die Stadt Luxemburg eingegliedert, von der es allerdings schon vor diesem Datum Wasser, Gas und Elektrizität bezogen hatte, eine Tatsache, die die Eingemeindung vorbereitet und erleichtert hatte.

Die Baugeschichte der Neudorfer Kirche

Am 8. Juli 1854 ergeht eine Petition der Neudorfer Einwohner an die Regierung mit der Forderung, ihnen das Haus „Mamer“, gelegen in Neudorf, Hauptstraße, unentgeltlich zu überlassen, um es zu einer Kapelle umzubauen. Nach Rücksprache mit den kirchlichen Autoritäten wird dieses Gesuch abgelehnt. In ihrem Antwortschreiben läßt die Regierung allerdings durchblicken, daß sie durchaus gewillt sei, ein neues Projekt zu unterstützen, die Initiative müsse jedoch von der Eicher Gemeindeverwaltung ausgehen.

Nichts geschieht daraufhin, und so werden Neudorf, Weimershof und Tavioun am 17. April 1865 der neuen Kunigundispfarrei von Clausen zugeschlagen. Da sich Neudorf aber im Laufe der Zeit aus kleinsten Verhältnissen zu einer beachtlichen Ortschaft am Stadtrand entwickelt (1806 zählt man 215 Einwohner, um die Jahrhundertwende deren 1.400), wird der Ruf der Bevölkerung nach kirchlicher Selbstständigkeit wieder lauter.

Die Gemeinde Eich, die während all dieser Jahre in finanziellen Nöten steckt, kann die nötigen Gelder zur Errichtung eines Gotteshauses jedoch nicht aufbringen, und so beschließen im Jahre 1885 einige Neudorfer Einwohner, einen Kirchenbauverein zu gründen mit dem Zweck, mittels Kollekte die benötigten Mittel zu erschließen. Als treibende Kräfte dieses Komitees werden zitiert: Henri Funck, Jean-Pierre



Dondelinger, Jean Thill und Pierre Hoffmann. Die Erlaubnis der Gemeinde zu dieser Aktion erfolgt am 23. August 1885. 1887 und 1888 folgen weitere Kollekten. Des weiteren erklären sich die staatlichen Instanzen bereit, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Subsidien zu gewähren.

Ein erster provisorischer Kostenvoranschlag wird am 27. Mai 1893 vom Eicher Gemeinderat gutgeheißen. Er beläuft sich auf 30.000 Franken. Der Gemeinderat beschließt des weiteren, den Bau der Kirche selbst in die Hand zu nehmen und für die ungedeckten Kosten aufzukommen. Zum Architekten des Werkes wird Alphonse Kemp fils ernannt. Die von den Einwohnern aufgebraachte Geldsumme beläuft sich auf 37.434 Franken und wird in die Gemeindekasse eingezahlt.

Laut einer Schenkung vom 15. Mai 1895 überläßt Pfarrer Peter Hoffmann der Gemeinde Eich ein Grundstück von über 30 Ar, gelegen am Ort „Kettgesberg“, mit der Auflage, dort die geplante Kirche sowie ein Pfarrhaus zu errichten.

Ein weiterer provisorischer Kostenanschlag wird am 27. August 1896 gutgeheißen. Er beläuft sich mittlerweile auf 36.000 Franken. Des weiteren gibt es Meinungsverschiedenheiten betreffend die Baupläne. So kritisiert Distriktarchitekt Knepper in seinem Bericht vom 21. Oktober 1897, daß die Berechnung der Grundmauern nicht fachmännisch ausgeführt sei, daß das Mittelschiff der Kirche um 2 Meter angehoben werden müsse und daß der geplante Bau zu teuer zu stehen komme. Man erwägt schließlich sogar einen Moment, den Bau des Kirchturms auf später zu vertagen, um so die Kosten zu drücken.

Damit ist aber die Regierung nicht einverstanden, und so legt Architekt Kemp schließlich einen detaillierten Kostenvoranschlag vor, der sich auf 41.200 Franken beläuft. Er wird vom Gemeinderat am 5. August 1898 gutgeheißen.

Der Generaldirektor für Inneres gibt seine Zustimmung am 29. August, verlangt aber von der Gemeinde, daß die Arbeiten nur nach einer öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Am 6. Oktober 1898 wird der Unternehmer Nikolaus Flammang-Beck aus Neudorf mit der Ausführung der Arbeiten betraut.

Die Grundsteinlegung findet Anfang 1899 statt und wird durch eine eingemauerte Urkunde belegt.

Die Arbeiten erfolgen allerdings nicht ohne Komplikationen. Zum einen kommt es zu Verzögerungen, weil die für den Rohbau benötigten Bausteine nicht schnell genug geliefert werden können und man sie aus dem nahen Frankreich heranschaffen muß, zum anderen verlangen die Kirchenautoritäten im nachhinein eine Vergrößerung der Kirche, um der stetig anwachsenden Neudorfer Bevölkerung Rechnung zu tragen. Man kommt schließlich überein, das Hauptschiff um 8 Meter zu erweitern, wogegen der Bau des geplanten Chors einstweilen verschoben wird, um den Rahmen der genehmigten Kredite nicht zu überschreiten.

Schlußendlich wird der ursprüngliche Voranschlag auf fast allen Posten überzogen, und die provisorische Abrechnung ergibt einen Fehlbetrag von 3.789 Franken.

Der Rohbau wird im Jahr 1901 fertiggestellt, und am 26. September desselben Jahres findet die feierliche Einsegnung durch Bischof Jean-Joseph Koppes statt.

Durch Großherzoglichen Beschluß vom 13. November 1904 wird Neudorf zur Pfarrei erhoben.

Definitiv werden die Arbeiten an der Neudorfer Kirche erst im Jahre 1914 mit dem Einbau einer Heizanlage abgeschlossen.

Die Konsekration erfolgt am 16. Juli 1923 durch Bischof Petrus Nommesch.

Marc Ney



Quellen:

- AVL EI IV, D 74, 75, 77; EI IV 2.9, 2.10;
- Chorale Ste Cécile Neudorf: brochure du 50^e anniversaire;
- Chorale Ste Cécile Neudorf-Weimershof: brochure du 60^e anniversaire.

Auf nach Neudorf

Seit meiner Wanderung über den Tavion und den Zens war in mir eine Art Heimweh nach dem Tal von Neudorf erwacht. Das „Neudörfchen“ war eine der Stätten, in denen sich ganz besondere Kindheitserinnerungen angesiedelt hatten, und es überkommt einen manchmal der Drang, sie wieder aufzurichten.

Also auf nach Neudorf.

Wir sind mit der Oktavprozession von Sandweiler her über die Kalkesbrücke talwärts gewandert. Da steht noch an der Wegscheide, wo die beschattete Straße nach Senningerberg hinauf führt, das Försterhaus, das seine breite, stattliche Front westwärts den Häuserreihen von Neudorf entgegenbreitet. Wir wußten schon als Kinder, daß da vor siebzig Jahren der Förster Becker wohnte. „Es war mein Vater“, sagte ein freundlicher Mann, der mich angeredet hatte, während ich das Haus betrachtete. Und ich ließ meine Gedanken auf dem Weg einer fernen Vergangenheit weiter wandern:

„An der letzten Etappe vor der Stadt wurde haltgemacht. Die Fahnen wurden aus ihren Futteralen gezogen, den »Engelchen« wurden die Haarwickel gelöst und die Schleier angesteckt, die Sänger taten ihre Pfeifen in die Brusttaschen, spuckten ergiebig aus und strichen sich die Schnurrbärte. Sie räusperten ihre Kehlen sauber und stellten sich in Reih und Glied. Auch die Feuerwehr faßte Posto. Und dann setzte sich der Pilgerzug von der Anhöhe her gegen die Stadt in Bewegung.“

Noch klingt mir in den Ohren der melodische Chor: „Ave maris stella“, mit dem sich unser Gesangsverein auch in der Hauptstadt Achtung verschaffte.

Den Clausener Berg hinauf standen noch die alten Festungsbauten – ohne den hohlen Zahn! –, und es war uns Buben ein Genuß, gerade unter den Torgewölben unser „Grizeische Marja!“ schallend hinauszuschmettern.

Ich gehe nie durch das „Neudörfchen“, ohne eines tragikomischen Ereignisses zu gedenken, das aber nicht mehr in meine Kinderzeit gehört. Ich kam mit meinem Freund Juppy in einer mondhellem Nacht von einer Radtour an die Mosel durch Neudorf zurück. Plötzlich sehe ich etwa zehn Meter vor mir genau in der Fahrtrichtung einen dicken Stein liegen. „Achtung!“ schreie ich, „ein Stein!“ „Ich hab ihn gesehen!“ schreit Juppy zurück. Und fliegt im nächsten Augenblick mächtig klirrend mit seiner Humber-Beaston auf die Straße.

„Ich hatte ihn wohl gesehen“, erklärte er mir die Katastrophe. „Aber

bevor ich mir klar darüber war, ob ich rechts oder links vorbeirennen sollte, flog ich schon im Bogen darüber weg.“

Es ist schon manchem im Leben unter schlimmeren Umständen ähnlich ergangen.

Jetzt sind wir schon im Talabwandern bis ans Tor gelangt, das noch den Namen seines Erbauers Mansfeld trägt, und denken an dessen Sohn Oktavian, nach dem der Tavion getauft sein soll. Aber näher und ergreifender wirkt auf uns das graue Steindenkmal, das den Opfern des Fliegerangriffs vom 8. Juli 1918 errichtet wurde. „Um neun Uhr“, lesen wir in der interessanten und lokalhistorisch wertvollen Broschüre von J.P. Robert über die Fliegerangriffe auf Luxemburg im Weltkrieg 1914-1918, „wurden zwei Geschwader von je sechs Flugzeugen über »Drei Eichen« in großer Höhe gesichtet. Plötzlich ging von einem ein Lichtsignal aus, in der nächsten Sekunde krachten die ersten Bomben. Dann erst wurde Alarm gegeben und die Abwehrgeschütze fingen an zu feuern. Die meisten Opfer fielen im Tiergarten vor der Wirtschaft Kill-Beffort, wo zwei Bomben dicht ans Trottoir fielen und in die gepflasterte Gosse Löcher von zirka 70 Zentimeter Durchmesser und 40 Zentimeter Tiefe schlugen. Nicht weniger als sieben Personen wurden von den Splittern dieser Bomben getötet. Es waren: Frau Kill-Beffort, als sie eben in ihren Hausgang flüchtete; der Tabakhändler aus der Freiheitsavenue Ferring-Scholtes, der in Clausen eine kleine Gärtnerei betrieb; er wurde mit

drei Ziegen, die er an der Leine zum Jahrmarkt führte, von den Bombensplittern zerrissen; Frau Theisen-Marson, als sie ebenfalls sich im Haus in Sicherheit bringen wollte; J.B. Kill, Fuhrmann beim Gaswerk, ein Bruder des Wirtes Kill; Franz Sar, Briefträger, Frau Joh. Ditsch und Frl. Julie Thill, 17 Jahre alt, Tochter von Wilhelm Thill, die vier letzteren auf offener Straße. Besonders Frl. Thill war bis zur Unkenntlichkeit von den Stahlsplittern zerfetzt.“

J.P. Robert erzählt in seiner Broschüre von weiteren Bomben, die in der näheren und fernen Umgebung des „Tiergartens“ einschlugen und denen im ganzen 10 Tote und 11 Verwundete zum Opfer fielen. Tags darauf standen an dieser Stelle folgende Sätze: „Sollte denn nicht endlich aus dem tiefsten Gewissen der zivilisierten Menschheit brennende Scham mit einem Wutschrei, der über den Erdball ginge, gegen den stumpfsinnigen Mißbrauch protestieren, den die Brutalität der Kriegführenden mit einer der stolzesten Errungenschaften menschlichen Geistes treibt!“ Und: „Unsere Zeit hat den unsterblichen Ruhm erworben, unschuldige Frauen und Kinder, wehrlose Greise und völlig unbeteiligte Neutrale unter dem Vorwand der Vergeltung niederzuknallen, wie eingekreistes Wild!“

Batty Weber
„Abreißkalender“
vom 29. Februar 1940



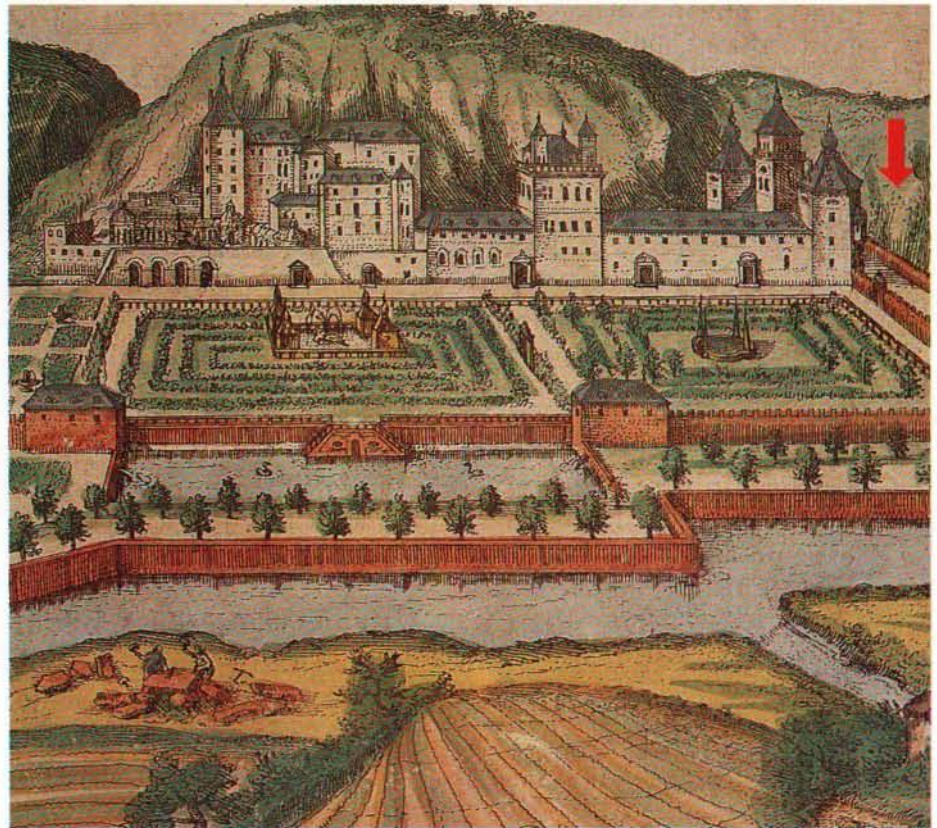
Friedlich und heiter ist dann das Alter!

Nahtlos geht die Rue de Clausen in die Rue de Neudorf über, der Autofahrer merkt nicht, daß er zügig über eine unsichtbare Grenze fährt. Doch haben Clausen und Neiduerf mehr gemeinsam als eine unsichtbare Grenze. Im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren sie beide das Gebiet des Schlosses des Grafen Petrus Ernestus Mansfeldus. Hat er je *Lëtzebuergesch* gelernt, den



Här Mansfeld, wie eine Kopffigur auf einem Stein-Medaillon im Volksmund hieß? Lange genug ist er ja Gouverneur des Herzogtums Luxemburg und der Grafschaft Chiny gewesen (von 1545 bis zu seinem Tode im Jahre 1604). Schloß und Park hatte er der sanften Ruhe seines Alters gewidmet, wie auf einer schwarzen Marmortafel in Goldlettern an der Eingangshalle zu lesen stand.

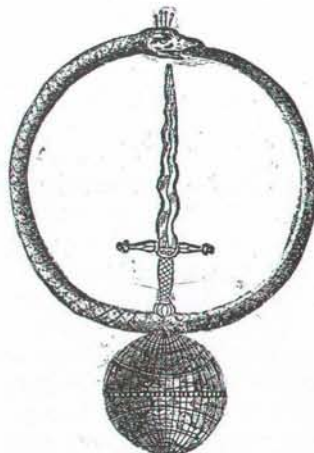
Da wir etwas über die Gegend *Neiduerf* erzählen sollen, werden wir uns in der Hauptsache mit dem sogenannten *Déjéregaart* beschäftigen. Doch wollen wir kurz das Mansfeldschloß betreten und uns ein wenig umsehen, gleich als ob



es in seiner ganzen Herrlichkeit noch da stünde, so wie es der Jesuit Jean-Guillaume Wiltheim, irgendwann in dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts noch gesehen hat, bevor es seiner Kunstschatze beraubt und dem Verfall ausgeliefert wurde. Wir stehen an einem Maitag eines unbestimmten (hoffentlich friedlichen) Jahres des endenden 16. Jahrhunderts vor dem Gartentor, das heute auf die Terrasse der *Brasserie Mansfeld* führt; natürlich stand es, wie allgemein bekannt, damals am Rande der Rue de Clausen, unweit der Hauptfassade des Schlosses mit den drei Türmen. Auf dem Segmentgiebel, der das Tor krönt, thront ein selt-

sames Gebilde aus Bronze, eine Weltkugel, über der eine Schlange sich im Kreise windet, um sich selbst in den Schwanz zu beißen; der Kreis ihres Körpers umschließt ein goldenes Schwert. Hier drückte der Graf seine *Impresa* (ein Spruch, in dem ein Mensch seine Lebensart und sein Lebensziel formuliert) in der vermeintlichen Renaissance-Hieroglyphenschrift aus.¹ Lesen wir den Text in Goldbuchstaben auf der prächtigen Tafel: *Immortalis gloriae parens labor. Durch Arbeit unsterblich Ehr. De travail immortelle gloire.*

Treten wir durch dieses Gartentor, dringen wir auf weichem Rasen in den Garten ein. Zu unserer Linken ein Blütenmeer, es ist ja die Zeit der Obstblüte; hier stehen in strenger Quincunxordnung die Obstbäume des Grafen; in Fünferanordnung (eine Fünf wie auf dem Würfel). In der großen Stille hören wir plötzlich das Murmeln und Sprudeln unzähliger Fontänen; davon berichten alle „Mansfeld“-Texte von dem ersten bis zum letzten. Übrigens tauchen immer wieder neue, mir unbekannte Texte auf, wie etwa derjenige Merians von 1654 in der *Topographia Germaniae Inferioris*. Nummer zwei aber war eine größere Überraschung. Eigentlich hatte ich in der *Bibliotheca Belgica* des Andreas Valerius Desse-
lius Taxander² nach einem Autor des 16.



Jahrhunderts Ausschau gehalten, stellte dann aber fest, daß dem Ganzen eine kurze geographische Beschreibung der Provinzen und der Städte vorausging. In dem Text über die Stadt Luxemburg sprach Desselius ja tatsächlich auch von dem Mansfeld-Schloß: „Außerhalb der Stadtmauern sieht man den Palast des Grafen Ernst Mansfeld, der einst Gouverneur dieser Stadt war, ein außerordentliches Werk, prangend durch das Hervorsprudeln der Brunnen, usw. Im allgemeinen nennt man es *La Fontaine*, Graf Ernst aber pflegte es *Paffendael* zu nennen.“ Wahrscheinlich hat Graf Mansfeld diesen Namen, dem ja etwas Pfäffisches anhing, für sein Prachtschloß als guten Witz serviert, wenn es in der Runde in Brüssel hoch herging. Aber kommen wir zu unserem Garten zurück.

Zu unserer Rechten ziehen sich die Bauten der Südseite des Schlosses hin; kurz nach unserem Eintritt fällt uns hier ein Brunnen auf; es ist der große Bacchus-Brunnen. In einer prächtig skulpturierten Nische thront Bacchus auf einem Faß; „üppig verströmt er allerseits Wasser aus lebendem Quell“. (J.-G. W.) Darüber in einem ovalen, leicht gewölbten Schilde in Goldlettern eine Inschrift, natürlich in Latein und Griechisch. Sie spricht davon, daß so manche vorgeben, vom Bacchantentaumel erfaßt zu sein, daß es aber nur wenige echte Begeisterte gibt. Bacchus, der Weingott, gilt als Freund der Musen. Er steht hier am rechten Platz, denn zwischen zwei vergoldeten Hermen öffnet sich ein Portal; es führt zu dem *studiolo* des Grafen, wie ich vermute, denn die *diaeta artium* war nicht der Salon der Künste im gewöhnlichen Sinne, wohl aber der Raum der Sieben Freien Künste, die, wie man weiß, sieben . . . Wissenschaften waren. Die beiden Hermen, Figuren, die bis zur Nabelhöhe in einem Etui stecken, einem umgekehrten Pyra-



Stein des Bacchus-Brunnen

midenstumpf nicht unähnlich, wachen an dem Portal und bilden den Übergang zum Obstgarten. Es sind ja auch die beiden Gottheiten der Obstgärten, Pomona, die schöne, spröde Nymphe, die sich nur für Obstbäume interessierte, und Vertumnus, der Gott des sich wendenden Jahres, der sich in sie verliebt hatte; der römische Dichter Ovid hat in seinen *Metamorphosen* die hübsche Geschichte erzählt.³ Die beiden liebenswerten Figuren, – sie stehen jetzt auf der Terrasse des *Welle Mann* – sind nach einem Modell des Renaissance-Architekten Hugues Sambin, der sich selbst *architecteur de Dijon* nannte, gestaltet worden. Gleitet unser Blick weiter nach vorn – wir gehen an der Südfront des Schlosses in Richtung Westen – so sehen wir ein anderes Blütenmeer, in diesem Monat blüht ja auch der Weißdorn; dort erstreckt sich das Labyrinth, nicht aus Stein, sondern aus Sträuchern bestehend, „eine ununterbrochene Dornenhecke“, sagt J.-G. W. Dornig mußte die Hecke wohl sein, damit es keinem ungezogenen Besucher etwa einfiele, quer durch die „herumirrenden Wände“ zum Zentrum vorzudringen.

Noch blühen nicht die Rosen der Pergolen, der Laubengänge, die es in großer Fülle im Mansfeld-Garten gegeben haben soll; allerdings sind sie in Vergessenheit geraten, da niemand außer J.-G. W. von ihnen spricht. Verloren und vergessen wie auch die doppelflügeligen, schmiedeeisernen Türen, die überall im Garten anzutreffen waren und die von jeweils zwei Hermenfiguren bewacht wurden. Diese Laubengänge sind spätestens seit den italienischen Renaissance-Villen und vor allem seit dem großen Erfolg des Liebesromanes des Francesco Colonna *Der Traum des Poliphil* (zuerst 1499) in Schwang gekommen. Im Traum



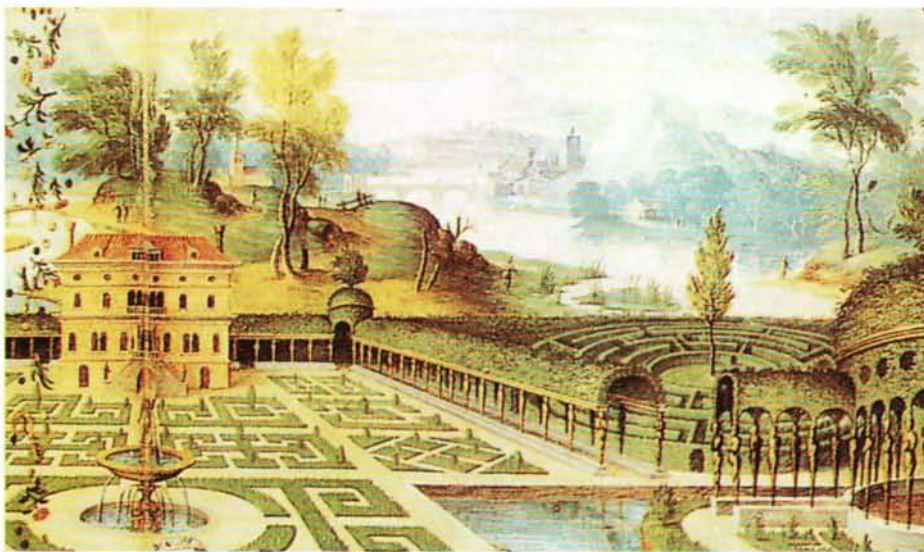
sucht der Erzähler nach seiner verlorenen Geliebten Polia, er irrt durch bizarre Ruinen-Landschaften, die immer mehr nach einem Renaissancegarten aussehen, findet endlich Polia, mit der er nun in einem Boot über Kanäle gleitet, die eigentlich Pergolen sind – Orangen- und Zitronenbäume bilden ein duftendes Gewölbe – bis hin zur Insel der Liebenden.

Ausserhalb der Statt / gegen Morgen / über dem Wasser / ist vnten bey dem sehr hohen Felsen / der Mansfeldische Pallast zu sehen / den Graff Peter Ernst von Mansfeld / weyland Gubernator dieses Landes / sehr kostbarlich / schön / vnd prächtig hat erbawen lassen ; da man sich dann über der menge der springenden Wasser des Brunnen / (nach des Grafen Gemahlin Mariæ von Montmorenci, Nahmen / Marien-Brunnenant) die daran gelegte Kunst / die ansehnliche Gebäw / das schönste Gartenwerck / treffliche Gemähde ; künstliche Bilder / allerhand Antiquitäten / oder alte Sachen / (als Heydnische Götzen / Epitaphien / vnd dergleichen) vnd den Thiergarten / so den Palast / ausser am vordern Theil / allenthalben umgibet / zu verwundern hat.



Bibliothèque royale Albert 1^{er}
Réserve précieuse V.B. 10031





Labyrinth und Pergola, anonym, 16. Jahrhundert

In diesem Augenblick werden wir aus unseren Blümenträumen geweckt, nein, nicht durch die Nachtigall wie Poliphil! sondern durch ein markdurchdringendes, heiseres Kuhgebrüll. Kühe im Traumgarten? Ja, daran kann kein Zweifel bestehen, dicht neben den vergoldeten Hermen erstreckten sich die Kuhställe. Über den Kuhställen und dem Salon der Sieben Künste zog sich der Prunksaal hin, die sogenannte Galerie. Und eigentlich steht dieses Herzstück des verfallenen Schlosses noch teilweise; die großen Kreuzstockfenster, die sogenannten Renaissancefenster, sind noch deutlich, wenn auch jämmerlich verbaut, zu erkennen. Diese riesigen Fenster öffneten sich auf beiden Seiten des gewaltigen Saales (45 m lang, 7,5 m breit), den sie mit Licht geradezu überfluteten. Eine Galerie, breiter als ihr Vorbild, die Galerie von Fontainebleau! (64 m lang, 6 m breit). Zwischen den Fenstern hingen goldumrahmte Leinwandbilder, die, wie J.-G. W. an anderer Stelle lobend hervorhebt, in Ölfarbe (*oleaceis coloribus!*) gemalt waren. Darüber lief eine *margo* (Rand, Einfassung, Fries?), auf dem 128 historische Persönlichkeiten aller Zeiten, darunter der Graf selbst, wie nur natürlich, dargestellt waren. Wir wissen sogar, daß diese hochgestellten Personen alle in der damals üblichen Form der Büste, nämlich *umbilico tenus*, bis zum Nabel, dargestellt waren. Die großen Bilder in Goldrahmen stellten z.B. die Belagerung von Maestricht dar, ein anderes die Stockade-Brücke, eine riesige Schiffbrücke, welche die Schelde versperrte, die aber Giannibelli, ein italienischer Ingenieur, der Archimedes von Antwerpen, durch eine Höllenmaschine gesprengt hatte. Weltweite Sensation damals, und Mansfeld durfte sagen, er sei dabei gewesen!

Wenn wir weiter nach Westen blicken, sehen wir vielleicht den Eingang zu anderen überraschenden Bauteilen des Schlosses, z.B. dem Cryptoporticus, der in der Grotte endete. Ein Cryptoporticus in dieser Zeit, – die Information stammt

aus einem zeitgenössischen Lexikon –, war ein unterirdischer Gang oder aber ein Gang, der vorgab, unterirdisch zu sein! In diesem Porticus standen in kunstvoll gestalteten Nischen die Bildnisse fünf römischer Kaiser, in Hermenform und aus schwarzem Jaspis, ihre Köpfe aber waren aus goldschimmernder Bronze, was im dämmernden Halbdunkel des Cryptoporticus von eigenartiger Wirkung gewesen sein muß. Eigentlich sind wir kaum mehr als zwanzig Schritte in

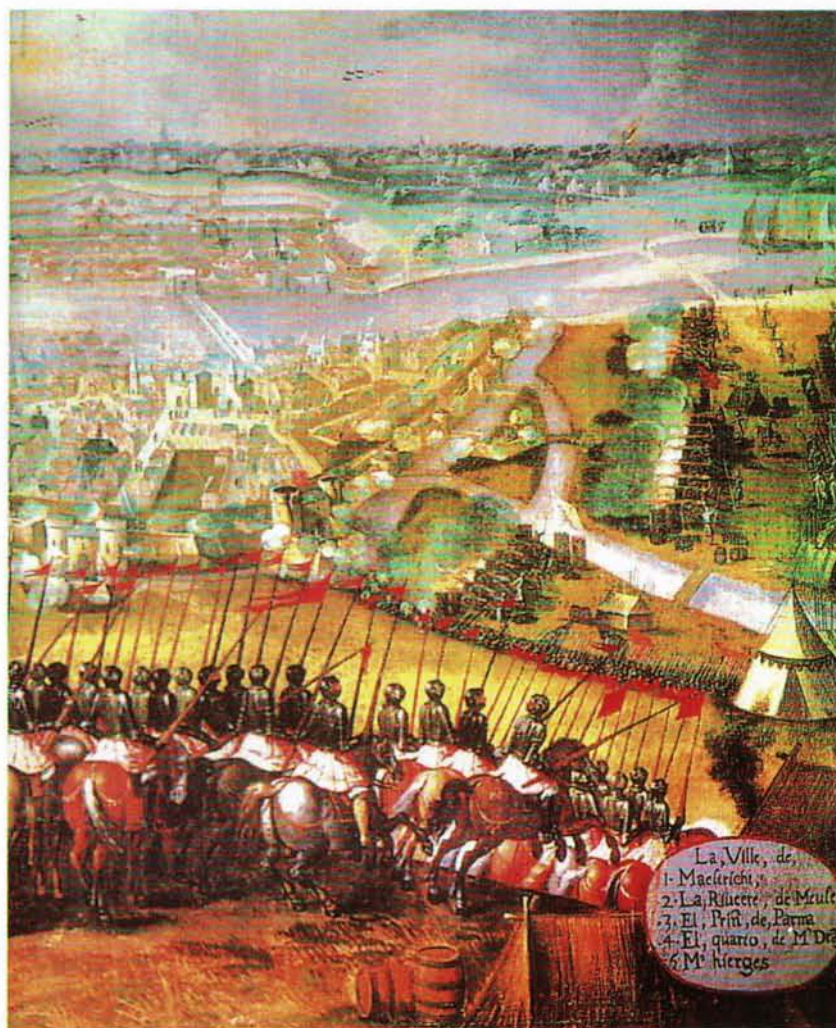
den Garten hineingekommen, und schon wird es Zeit, daß wir das verwunschene Schloß verlassen.

Zur Erforschung dieses Objektes genügen Texte und Bilder allein nicht, es fehlt der archäologische Befund! Die Stiche, Zeichnungen, Gemälde sind eben *keine* Lichtbilder, der Künstler kann die Wirklichkeit seinem Schönheitsverständnis entsprechend verändert haben. So z.B. kann er Türme der Hauptfassade hexagonal darstellen anstatt viereckig, was ja banaler ist, oder er hat uns unbedingt den hübschen kleinen Erker am äußersten Turmrand zeigen wollen, usw.

Wenden wir uns dem Tiergarten zu, der, wie alle Texte übereinstimmend sagen, das Schloß auf drei Seiten umschloß, nur nicht auf der Gartenseite oder Südseite, was eigentlich einleuchtend sein mußte. Hirsche und Wildsäue in einem kunstreichen Renaissancegarten sind ein Ding der Unmöglichkeit. Wie ausgemacht, will ich nur von dem *Déiergaard*, der zu Mansfelds Lebzeiten hier bestand, seiner Mauer, seinen Bauten und Toren, deren Lage, Aussehen und prunkvoller Innenausstattung, von seinen Bewohnern und einigen technischen Einrichtungen etwas berichten, und zwar nach den mir zugänglichen „Mansfeld“-Texten und einigen alten Karten.

Das wird umso schwieriger, als uns hier bildliche Darstellungen gänzlich

Belagerung von Maestricht, Detail, 16. Jahrhundert, Prado Madrid



- La Ville, de
1. Maestricht,
2. La Rucere, de Meule
3. El, Priu, de Larra
4. El, quarto, de M. D. R.
5. M. hierges



Joachim Laukens 1656, *Palatii et hortorum Comitis Mansfeldiae . . . Reliquiae . . .*

oder fast gänzlich fehlen. Die Einfassungsmauern, die wir auf den üblichen Stichen sehen, gehören nicht zur Tiergartenmauer, sondern zum eigentlichen Schloßbau mit Garten. Es war dies eine außerordentlich starke Mauer (Abt Bertels in seiner *Historia Luxemburgensis*), eine gewaltige steinerne Mauer, formuliert J.-G. W. Bei J.-G. W. stehen auch die ersten Aussagen zu den Dimensionen, ungefähr eine *leuca Germanica* sei der Umfang gewesen, eine *teutsche Meile* also, . . . und was ist das? Etwa die 7,420 km, welche die Lexika angeben? Ziemlich unwahrscheinlich! Die nächste Angabe finden wir in der 1707 anonym veröffentlichten *Histoire du Comte de Mansfeld* des Jean-Frédéric Schannat, wo der Mauer eine Höhe von 10 Fuß (ca 3 m) und ein Umfang von 2.350 *toises* zugewiesen wird (ca 4.580 m). Diese Maße werden jetzt von allen übernommen, nur für die Höhe wird einmal die abweichende Zahl von 12 Fuß (3,6 m) angegeben. Wie verlief diese Mauer? Sehr rasch wird man auf alten Karten fündig; besonders interessant ist mir der *Plan de Luxembourg et de ses environs* des Bernard-Antoine Jaillot von 1735, 1741, 1790⁴ vorgekommen, auf dem man den von J.-P. Koltz in seiner *Baugeschichte der Stadt und Festung*

Luxemburg 1 beschriebenen Verlauf dieses gewaltigen Baues noch recht gut erkennen kann.⁵

Mit dem *Plan de Luxembourg et de ses environs* des Bernard-Antoine Jaillot begab ich mich dann ins Katasteramt. Auf meine Nachfrage hin erklärte mir Direktor Nicolas Folmer zuvorkommender Weise, daß der Verlauf der Mauer anhand der Urkatasterpläne wahrscheinlich noch ziemlich genau zu erstellen wäre, was jedoch eine eingehende Untersuchung voraussetze; die soll dann im Rahmen einer Gesamtstudie zur Mansfelddomäne veröffentlicht werden.

Gibt es in den erhaltenen Bilddokumenten einen Hinweis auf diese gewaltige Steinmauer? Nun, da ist zunächst das für die Erforschung des Mansfeldschlosses wertvolle Gemälde von Joachim Laukens *Palatii et hortorum Comitis Mansfeldiae* von 1656, das schon oft zur Rektifikation der „verschönernden“ Stiche herangezogen worden ist.⁶ Ganz links im Bilde sehen wir das Margarethen-Hospital; die Kapelle, die ja heute noch als Privatwohnung besteht, zeigt hinter der Hauptfassade ihr Dach; von dort aus verläßt eine gelblich gemalte Mauer – leider sofort – das Blickfeld des Malers und des Betrachters. Wenn wir jetzt an den rech-

ten Rand des Gemäldes gehen, sehen wir rechts unterhalb des Hügels von Altmünster, die Eingangshalle des Schlosses, heute *Brasserie Mansfeld*, mit ihrem Türmchen. Ganz rechts geht am Rande dieses Gebäudes eine Mauer fort, die wiederum nach kürzester Zeit unser Blickfeld verläßt. Und weiter folgen wir den Erklärungen J.-G. Wiltheims: Die Mauer, sagt er, habe zwei Berge und ein Tal umfaßt. Wenn man sich den *Plan Jaillot* ansieht, hat man aber den Eindruck, die Mauer sei über drei Berge und zwei Täler gelaufen, aber man kann natürlich auch die Einbuchtung zu *Weimeschaff* hinauf als eine Schlucht ansehen, während das spätere *Neiduerf* deutlich als Tal gelten kann. In die Mauern selbst, fährt J.-G. W. fort, waren Pforten und Gebäude eingesetzt. Das lateinische Wort *insertae*, „eingesetzt“, ist von großer Wichtigkeit. Die fünf Pforten, von denen nunmehr gesprochen wird, waren also allesamt in den Verlauf der Tiergartenmauer „eingesetzt“; wir sollten also nicht versuchen, einige davon mit den anderen bekannten Schloßpforten gleichzusetzen (wie z.B. mit der oben erwähnten Gartenpforte). Eine davon lag im Tale, vier auf den Bergen!



Auszug aus dem Jaillot-Plan (Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg)

A) Die Pforte des Heiligen Petrus

„Die Pforte im Tale wird Tor des Heiligen Petrus genannt, es ist ein Gebäude, das in der Mitte von vier Türmen steht; es ist mit eigenen Schlafzimmern und Aufenthaltsräumen (*diaetae*), welche dieselbe prächtige Einrichtung aufweisen wie der Palast, ausgestattet“. Fünf Türme habe sie aufzuweisen gehabt, heißt es des öfteren; sagen wir eher, sie war fünfteilig. Gleich darauf spricht J.-G. W. von einem Saal im zweiten Stockwerk; längst ist gewußt, daß er das Parterre, das Erdgeschoß, als erstes Stockwerk bezeichnete. Also würde ich einmal für die Peterspforte auf ein Parterre mit einem ersten Stockwerk tippen. Petrus Ernestus Mansfeldus, der ja alles gebaut hat, so J.-G. W., hat diese Pforte dem Heiligen Petrus geweiht. (Daß sie wegen seines eigenen Namens so genannt wurde, versteht sich am Rande; das Bild des Hausherrn hing auch am Ehrenplatze des großen Saales (*aula*) im „zweiten“ Stockwerk).

Bevor wir uns der Innenausstattung zuwenden, sollten wir ein Wort zu der Lage dieser Pforte des Heiligen Petrus sagen. Keine ist wie sie auf der Karte herumgewandert. Einmal liegt sie in der Gegend des Malakoffturmes, dann bei Weimeschhaff, beim Hondhaus, dann im Neiduerf, dann wiederum in Clausen bei der Brasserie Mansfeld. Und was die Sache noch verzwickter macht, mehrere Pforten scheinen diesen Namen getragen zu haben; jedenfalls spricht A.C. Merjai am Ende seiner weitschweifigen Beschreibung des Schlosses von einer

... *fausse porte de St-Pierre* im Margarethen-Hospital! ... *c'est dans le même bâtiment que se trouve la fausse porte de St-Pierre*. Und die „richtige“ Pforte des Heiligen Petrus?

Versuchen wir es einmal folgendermaßen:

1) Nach J.-G. W. war sie in der Tiergartenmauer eingesetzt und lag im Gegensatz zu den vier anderen Tiergartenpforten in dem Tale, sagen wir also in dem heutigen Neiduerf.

2) A.C. Merjai spricht bei seiner Beschreibung des *Deiëregaart* von einem *vallon*, dessen Ausgang *un petit bâtiment orné de quatre petites tours quarrées* war, *au milieu desquelles il y avait une grande porte de sortie pour passer dans la forêt dite le Grünwald ou pour prendre le chemin de Trèves* ... Merjai gibt allerdings keinen Namen für dieses Gebäude; aber die Beschreibung der Ruine scheint mir auf das viertürmige Peterstor und auf das Tal des späteren Neudorfs hinzuweisen.

3) Der *Plan de Luxembourg et de ses environs* des B.-A. Jaillot zeigt deutlich, wie mir scheint, die Lage einer *Porte St Pierre* in der Gegend des heutigen Neudorf kurz vor einer alten Weggabelung. Die gleiche Feststellung kann man auf der Karte des J. de Ferraris 1777 machen, wo ebenfalls eine *Peters Port* in derselben Gegend eingetragen ist.

Also im Neudorf lag sie, wie J.-P. Koltz⁸ und abbé Joseph Reuter⁹ und auch wohl andere gesagt haben.

Bei dem melancholischen Spaziergang im Tal, wo heute Neudorf liegt, ist dann die Begegnung des A.C. Merjai mit den Waschfrauen erfolgt. Dieses einst so liebliche einsame Tal, klagt Merjai, ach, was ist aus dem herrlichen Platz geworden? Einige Privatleute haben hier Waschbrunnen angelegt, und während man spazieren geht, trifft man auf Schritt und Tritt Waschfrauen, so schön wie die Furien der Unterwelt, ... (den Rest lieber in der Originalsprache!) *sans compter leurs belles attitudes qui est de montrer leurs culs aux passants et qui en outre vous charment les oreilles par les coups de battoir qu'elles frappent en cadence aussi charmante que harmonieuse sur un linge aussi sale que merdeux*.

Sehen wir uns lieber weiter in der Pforte des Heiligen Petrus um! Im „zweiten“ Stockwerk gab es einen großen Saal, den man durch drei Türen betreten konnte. Über der ersten hing ein Bild des Peter-Ernst Graf von Mansfeld, über der zweiten und der dritten Tür sah man die Bilder der Maria von Montmorency und der Margarethe von Brederode, den beiden Gattinnen des Grafen. An den Wänden dieses Saales bewunderte der Besucher Darstellungen der Jagden des Kaisers Maximilian I., alles Jagden auf Hirsche und Keiler, wie J.-G. W. trocken bemerkt. Zu einem Wildgehege passen diese Bilder, welche alle Wände ringsum bedeckten, sehr gut. Neben diesem Saal gab es in einem der Türme ein Schlafzimmer, in dem „Geschichten von Diana, Callistô und den Nymphen in den Wäldern“ dargestellt waren, und J.-G. W. verweist kurz angebunden auf ein mythologisches Handbuch der damaligen Zeit. Angesichts der Szenen der griechischen Sagen, die gewöhnlich ja auch nackte Göttinnen und Götter voraussetzen, hat J.-G. W. gleich zu Beginn seiner Beschreibung des Schlosses (§ 1) seine Abneigung recht deutlich ausgedrückt (*„auf beiden Seiten gibt es mehrere Statuen, die weil nackt, kaum wert sind, erwähnt zu werden“*); das ist natürlich bedauerlich, da wir auf diese Weise nur selten erfahren, worum es eigentlich ging. Die Erwähnung der jungfräulichen Jagdgöttin Diana weist auf eine damals sehr beliebte Episode hin: Diana hatte nach den Anstrengungen der Jagd mit ihren Gefährtinnen in einer Grotte, wo ein Quell ein natürliches Becken mit klarem Wasser füllte, ein Bad genommen, dabei hatte der Jäger Aktaion sie ungewollt überrascht, empört hatte Diana ihn mit Wasser bespritzt, wodurch der Unglückliche sich in einen Hirsch zu verwandeln begann; er wurde ein Opfer seiner eigenen Hunde.

Der Name Callistô spielt auf eine Episode an, die noch seltsamer wirkt und die man unter die zahllosen Liebesabenteuer des obersten Gottes Jupiter-Zeus einreihen kann; Callistô war eine der Jagd-Gefährtinnen der Diana und als solche zur Jungfräulichkeit verpflichtet.

Jupiter hatte sie verführt, und sie erwartete ein Kind von ihm. Als dies ruchbar wurde, verjagte Diana sie aus der Mitte der Jagdgefährtinnen. Arkas wurde geboren, die eifersüchtige Göttermutter Juno aber verwandelte die Unglückliche, um sie ihrer Schönheit zu berauben, in eine . . . Bärin, Jupiter aber versetzte Mutter und Sohn unter die Sterne, wo Callistô als Große Bärin (die Bärin = gr. *arktos* > Arktis) unter den strahlenden Gestirnen weilt.

B) Die Karlsporte

Zwei Berge umfasse die Tiergarten-mauer, hatte J.-G. W. gesagt; jetzt fährt er fort: „Auf dem Berge, der nach Westen liegt, ragt die *Porta Carolina* empor (*eminent*), ein weitläufiges und großartiges Gebäude (*aedificium amplum et magnificum*) . . .“ Die Wortwahl unseres Autors ist wichtig; eine derartige Beschreibung paßt kaum auf ein kleines Förster- oder Pförtnerhaus mit Tordurchgang, wohl eher auf einen Prachtbau, eine Ehren-pforte, zum Ruhme Karls, des ältesten Mansfeld-Sohnes, errichtet.

Was ihre Lage anbelangt, so scheint allgemein angenommen zu sein, die Pforte habe bei *Weimeschhaff* gestanden. Zwar ist sie nicht auf dem *Plan Jaillot* namentlich erwähnt, wohl aber auf einer kleinen Kartenskizze, die aus dem Nationalarchiv stammt und die mir von Paul Margue zugänglich gemacht wurde, wofür ihm an dieser Stelle gedankt sei. Es handelt sich um eine Skizze, die dazu bestimmt war, in einem Prozeß am 8. Juli 1647, also noch nahe an der Mansfeldzeit (Mansfeld stirbt 1604), vorgelegt zu werden. Hier erkennen wir bei *T La Caroline* mitsamt dem Weg, der aus dem *Déiere-gaart* durch die *Murailles du parc* in die Felder, vorbei an der *cense de Weimers-haff* führte. Hier stellt sich die Frage, wie

das „weitläufige und prächtige Gebäude“ wohl ausgesehen haben mag. In der Übersicht zu seiner Schloßbeschreibung nennt J.-G. W. als Titel zu § 9: die Karls-pforte *aedes Carolinae*, also Karls HAUS und so auch die Oktavianspforte *aedes Octaviana*, also Octavians HAUS. Eine kuriose Einzelheit unserer Kartenskizze sind die konventionellen Zeichen, mit denen die beiden auf der Karte sichtbaren Pforten dargestellt sind. Während die *Porte St-Pierre* als ein gegliederter Bau erscheint, so daß sie an den fünfteiligen symmetrischen Bau der Beschreibung erinnern könnte, ist die Karlsporte als massiver rechteckiger Bau mit einem davor oder dahinter stehenden Turm dargestellt.

Und wie sah es in dem Luxus„haus“ Karls aus? In einem Saal, der in der Mitte des „zweiten“ Stockwerks lag, war der Kamin über Kaminsturz und Gesimse auf dem sogenannten Abzug mit Bildern aus den griechischen Sagen, die sich um die Eroberung der Stadt Troja ranken, geschmückt; ein erstes Bild, auf der glatten, schiefen Vorderfläche des Abzuges, zeigte Odysseus, den Vielgewandten, wie er zwei Ochsen zusammenbindet. Vielleicht ist es eine Anspielung auf den vergeblichen Versuch des Odysseus, sich am Kriege gegen Troja vorbeizudrücken, indem er den Stumpfsinnigen spielte. Er pflügte den Sand am Meeresstrand... Auf der einen Flanke des Kaminabzuges zeigte der Maler die Hilfstruppen und den Nachschub, die für das zehn Jahre von den Griechen belagerte Troja am Hellespont herbeigebracht wurden, auf der anderen Seite ging von der berühmten List des Hölzernen Pferdes die Rede, und das Bild zeigte Sinon, der, indem er sich als Opfer der Griechen ausgab, die Trojaner überredet hatte, das Hölzerne Pferd, in dem die achäischen Krieger verborgen

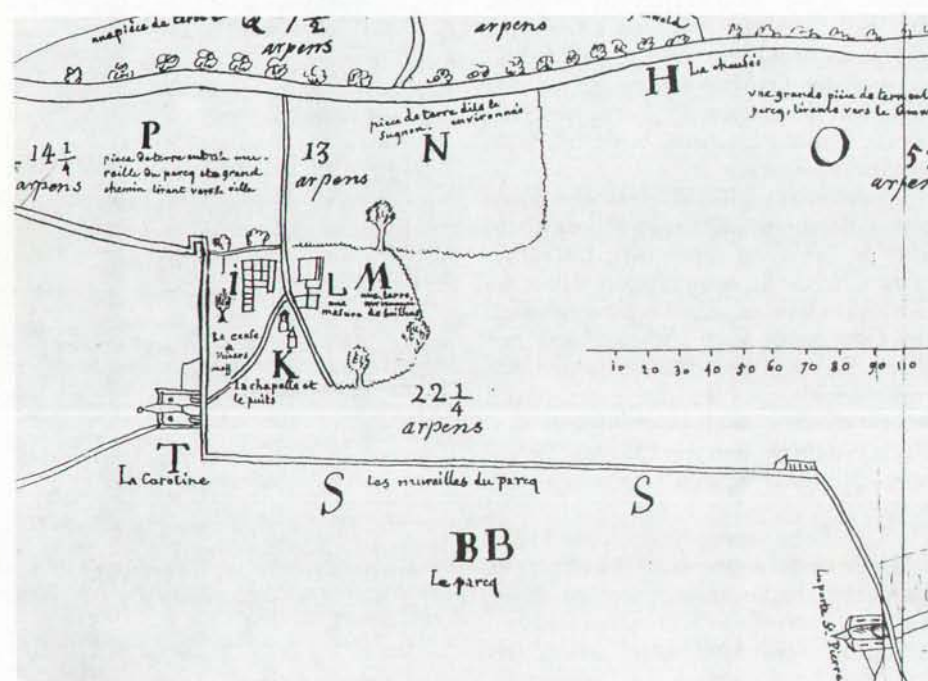
waren, in die Stadt zu ziehen. Über den zwei Türen sah man zwei Bilder, das Porträt Karls, und dasjenige Oktavians, der Söhne des Petrus Mansfeldus. Rundherum, fährt J.-G. W. fort, waren die Wände mit Jagdbildern wie mit Teppichen bedeckt, und zwar zeigten diese Bilder Jagden auf Löwen, auf Büffel, auf Stiere, auf Bären und auf Leoparden, alles offensichtlich keine leichte Beute! Natürlich kam in einem Jagdgehege die Jagd in allen ihren Formen zu Ehren, diese Bilder zeigen aber auch das wachsende Interesse dieses Jahrhunderts an der realistischen Darstellung des wilden und gefährlichen, wenn möglich exotischen Tieres. Unser Mentor hält darauf zu betonen, daß der Rest der Ausstattung den andern Teilen des Schlosses ähnlich war; wir dürfen also mit einer prächtigen Innenausstattung rechnen wie Decken aus vielfarbenem Holze, Möbel mit Goldverzierungen und Intarsienarbeiten, Mosaiken, farbige Fliesen u.ä.

C) Die Oktavianspforte

„Gerade gegenüber der Karlsporte, auf dem gegenüberliegenden Berge, nach Osten, sieht man die Oktavianspforte, ein Gebäude, das der Karlsporte in jeder Hinsicht ähnlich ist.“

Auch hier herrscht unter den Forschern Einstimmigkeit; in der Nähe von *Fetschenhaff* soll dieses Gebäude gelegen haben, wo der Name eines lieu-dit *Op Tavioun* die Erinnerung an Oktavians Haus wachhält. *Fetschenhaff* (Feit Chenuve nach einer französischen Karte) genau wie *Weimeschhaff* lagen außerhalb der Tiergarten-mauer; die beiden *censes*, die beide sehr alte Siedlungen sind, finden sich auf dem *Plan Jaillot* leicht wieder. Nur ist die Oktavianspforte nirgends zu sehen. Auch unsere Kartenskizze aus dem Nationalarchiv zu dem Prozeß von 1647 hilft uns da nicht weiter. Auf einem *Plan de Luxembourg . . . du 5 juillet 1684* (in J.-P. Koltz' Baugeschichte, S. 232 einzusehen) findet man, in den Verlauf der Mauer eingesetzt, in der rechtwinkligen Einbuchtung nach Norden, genau gegenüber der *Porta Carolina* ein Rechteck – ohne Beschriftung – eingetragen, wahrscheinlich die *Octaviana*.

Zur Innenausstattung faßt sich J.-G. W. überraschend kurz: „Die Bilder bringen nichts anderes als Küchen, Gärten, Felder, und so weiter“. Es ist nun wirklich bedauerlich, daß unser Mentor hier so kurz angebunden und fast unwillig spricht! Küchenszenen, Garten- und Feldarbeit könnten Themen der Genre-Malerei sein, wie sie in dieser Zeit vor allem in den Niederlanden blühte. Auch an anderen Stellen des Palastes gab es derartige realistische Darstellungen, wie etwa die eines Gemüsemarktes, eines Käsemarktes in Holland, einer Küche mit all ihrem Geschirr oder Szenen aus der Welt der Arbeit, wie etwa der Zimmerleute, der Schmiede, der Bergleute und der Gießer.



Aber da bleiben ja noch zwei Leerstellen. Welche Tore oder Pforten lagen noch auf den Bergen? Es gab, klärt uns J.-G. W. auf, in der Mauer des Geheges (*vivarium*) noch zwei Gebäude, und zwar auf beiden Seiten, was nur bedeuten kann, daß das eine auf dem westlichen, das andere auf dem östlichen Berge lag. Beide waren gleichsam Türme, und sie wurden nie fertiggebaut. Nicht unmöglich ist, daß die eigentümliche rechtwinkelige Ausbuchtung, welche wir in den

murailles du parc auf der Prozeßkartenskizze nahe bei 1 sehen, dort wo die Mauer brüsk nach Süden abbiegt, der Grundriß eines dieser Türme ist. Leider läßt uns die Prozeßkarte für den exakt gegenüberliegenden Teil der Mauer, also bei der Oktavianspforte, im Stich. War auch hier ein derartiger Turm eingebaut? Das würde natürlich eine symmetrische Anordnung der Pforten und Türme ermöglichen. ▼

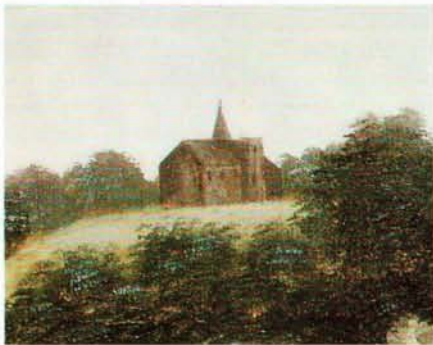
Porta S. Petri

Turm 1

– Porta Carolina –

– Porta Octaviana –

Turm 2



Aber dies ist pure Spekulation. Ein Blick noch auf das Gemälde von Joachim Laukens. Abbé Joseph Reuter¹⁰ hat die beiden Gebäude, die auf den Höhen emporragen, mit der *Porta Carolina* und der *Porta Octaviana* identifiziert; von der Thematik des Bildes her möchte ich dem unbedingt zustimmen, man könnte natürlich auch an *Weimeschhaff* und an *Fetschenhaff* denken¹¹, die ja nicht mit den Pforten identisch waren. Es handelt sich jedenfalls um größere Gebäude, hinter oder vor denen ein Turm zu sehen ist. Mich wundert allerdings, daß J.-G. W. in der Beschreibung der beiden „Häuser“ diese Türme nicht erwähnt. Andererseits hat der Autor der kleinen Prozeßkarte als konventionelles Zeichen für die *Porta Carolina* ein Rechteck mit einem dahinterstehenden Turm verwendet, eine zumindest verblüffende Übereinstimmung der Karte mit dem Gemälde des Joachim Laukens.

Wie hat es nun im Innern des *Theriotrophions* ausgesehen? Am besten verlassen wir uns auf Abt Bertels, der in elegantem Latein den Zustand des *Déieregaart* zu Mansfelds Zeiten wiedergibt. Der Tiergarten bestand, sagt er, aus vielen Morgen Land; er war überreich an Wiesen, Feldern, Tälern, Hügeln, Abgründen, Dickicht, Buschwerk, Dornengestrüpp, Wäldern, Weihern, Höhlen und anderen passenden Schlupfwinkeln, die dem Wild als Wohnung dienen konnten. J.-G. W. spricht nur sehr summarisch von Aufenthaltsorten (*stabula*, ein Wort, das wir allerdings nicht mit Ställen übersetzen sollten, bestenfalls könnte man an überdachte Futterstellen denken). Welche Insassen darf man nun in dem *Déiere-*

gaart vermuten? Als ich in fernen Schultagen zuerst von Mansfelds *Déieregaart* hörte, stellte ich mir natürlich eine Art Zoo vor, in welchem der Graf Löwen, Tiger, Elefanten und Nashörner gehalten hätte. Natürlich ist dies nur eine Jugendphantasie; zwar gab es im *Déieregaart* auch exotische Tiere, aber nur auf den beliebten Jagdbildern, welche die Zimmer der Pforten schmückten (Löwen, Bären, Leoparden, Büffel); das Interesse dieser Zeit für exotische Tiere, die keine Fabelwesen waren, wie etwa das Nashorn, ist sehr groß gewesen. Nur finden wir in den „Mansfeld“-Texten außer den Hirschen und Damhirschen bloß noch Keiler, Rehe und Hasen als Insassen erwähnt. Was man noch an heimischen Tieren so jagte, geht aus einigen Jagdbildern in den Gartenpavillons hervor: Da geht von Kaninchen die Rede, von Hirschen, Hasen, Dachsen, Keilern, Fischottern und Reihern.

Jetzt strebt J.-G. W. rasch dem Ende seiner Beschreibung zu; es gab da noch, sagt er, Keller, in denen man Eis aufbewahrte für die Sommerzeit, um damit die Becher zu kühlen. Zudem befanden sich im *Déieregaart* auch „Wassertürme mit ihren Rädern und Wassermaschinen“; mehr erfahren wir darüber nicht, weder wo sie standen, noch welches genau ihre Rolle in dem System von Quellen, Behältern, Röhren, Brunnen gewesen sein mag.

Der Ruhe seines Alters hatte Mansfeld seinen Schloßbereich gewidmet, er hatte aber hinzugefügt, „worum er im Gebete Gott anflehe“. *Friedlich und heiter ist dann das Alter*; unter diesen Vers aus der *Abendphantasie* des Dichters Fr.

Hölderlin hatten wir diese Ausführungen gestellt. Wenn in späten Jahren aus Madrid, Prag oder Brüssel die staubbedeckten Eilkuriere eintrafen, so stand auf den versiegelten Umschlägen ab 1594: Dem *Fürsten Mansfeld*. Ob den alten Mann, während er die Siegel der Depeschen erbrach, der Gedanke an die vielen Toten oder an die brennenden Städte gequält hat? An zwei Tote wird er bestimmt gedacht haben: Die beiden Söhne, für die er die stolzen Pforten im *Déieregaart* aufgerichtet hatte, waren beide im Kriege umgekommen, Oktavian 1591, Karl 1595. War das die abendliche, heitere Altersstille, die der Graf sich 1574 gewünscht und 1590 vom Himmel erfleht hatte?¹²

1604 stirbt Mansfeld und wird in der Grabkapelle auf dem *Knuedler* beigesetzt. Später, in der Revolutionszeit, wird Mansfelds Grabstätte profaniert, die Gebeine werden zerstreut, und die Bronzestatuen, die ihn mit seinen beiden Frauen als *gisants* darstellten, werden schließlich unter wuchtigen Hammerschlägen zu einem unförmigen Bronzeklumpen verarbeitet, aus dem man dann eine Glocke gießt. Mansfelds Renaissance-Schloß mit den Gärten und Weihern, den Brunnen, den Römersteinen, dem Cryptoporticus und der Grotte, den Altanen und Balustraden, den Pergolen, dem exotischen Hängenden Garten, den manieristischen Pavillons, wird der bewußten Zerstörung und dem natürlichen Verfall preisgegeben, bis heute. Der Rest ist Schweigen.

Othon Scholer

¹ O. Scholer: *Le serpent qui se mord la queue. Un emblème perdu du château de Mansfeld*. Hémécht 1992, 2. Jahrg. 44

² Valeri Andreae Desseli I.C. *Bibliotheca Belgica: De Belgis vita scriptisq. claris* Lovanii MDC XLIII (1643)

³ cf. O. Scholer: *Deux survivants du grand naufrage*. Hémécht 1991, 1. Jahrg. 43

⁴ E. van der Vekene: *Les Cartes géographiques du Duché de Luxembourg*, Luxembourg 1975, p. 295-298.

⁵ J.-P. Koltz, *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg I*, Luxembourg 1970, S. 160 (mit zwei Karten S. 8 und S. 232 [Abb. 1 und Abb. 70])

⁶ Vor allem von J.-P. Koltz in F.C. Mansfeldia 1919-1979, S. 56f.

⁷ E. van der Vekene: *op. cit.* pp. 340/341

⁸ J.-P. Koltz, *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg I*, Luxembourg 1970, S. 162 *Bei der Brauerei H. Funck*...

⁹ Abbé Joseph Reuter: *Chorale Ste Cécile Neudorf 1919-1969, 50^e anniversaire*, pp. 42 sqq: ... in *Neudorf bei der Brauerei Funck*...

¹⁰ In Hémécht 20, 1968, 1 und in *Neudorf, Werden und Wachsen eines Vorstadortes*, Chorale Ste Cécile Neudorf 1919-1969, 50^e anniversaire, pp. 42 sqq

¹¹ Beides alte Siedlungen: Für *Weimeschhaff* zitiert Pierre Bausters eine Urkunde aus dem 13. Jahrhundert, in der Weimershof vorkommt. In *Neudorf und seine 75jährige Pfarrei* (Chorale Ste Cécile Neudorf-Weimershof, 60^e anniversaire 1979), p. 31. *Fetschenhaff* soll nach Joseph Reuter um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Mönchen der Münsterabtei erbaut worden sein. (Hémécht 15, 1963, 1 S. 121).

¹² Nach zwei datierten Inschriften im Schloß.

U Le Carmel: n ilôt de paix et de prière

Pour être complet, si l'on raconte l'histoire du Neudorf, on ne peut pas négliger le couvent des Carmélites, même s'il ne se trouve pas implanté dans la vallée du Neudorf, mais sur les hauteurs boisées du Cents.

Caché par un bel écran de verdure du regard de ceux qui, à pied ou en voiture, empruntent la route vers Trèves, il donne sur un chemin étroit descendant par le versant du plateau vers la partie supérieure du Neudorf.

Pour le passant qui vient d'un monde bruyant et agité, la vie qu'il devine derrière ses murs, vie communautaire érémitique, contemplative, suscite évidemment son intérêt, voire sa curiosité.

Afin de pouvoir répondre aux éventuelles questions de nos lecteurs, les moniales ont eu l'obligeance de nous ouvrir leurs portes pour que nous puissions les voir dans leurs activités les plus diverses.

Nous les remercions de tout cœur de leur compréhension, sachant gré également à leur aumônier qui a bien voulu nous entretenir de l'historique du couvent ainsi que de la règle conventuelle qui en guide l'esprit.

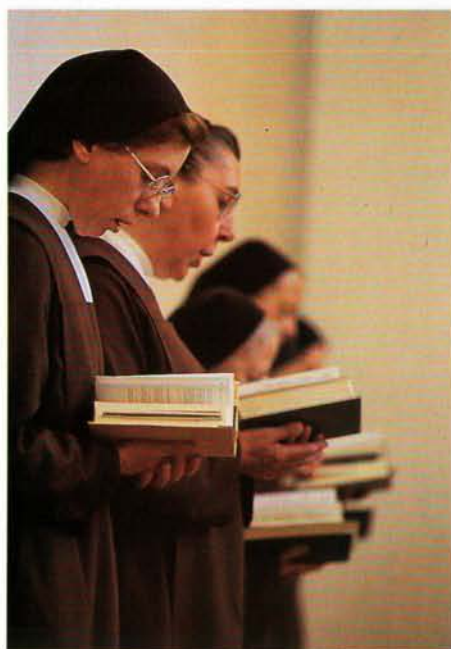


Le dimanche 24 octobre 1937, les moniales du Carmel de Luxembourg vinrent s'installer dans leur nouveau monastère sur le plateau encore désert du Cents. Après un dernier Salut du Saint Sacrement dans la chapelle de leur ancienne maison, rue Sainte-Zithe, le doyen Mathias Erasmey de Luxembourg Sacré-Cœur et les moniales montèrent dans les voitures qui les conduisirent sur la hauteur du Cents où elles étaient attendues par l'Evêque de Luxembourg, Mgr. Joseph Philippe, entouré des séminaristes, de beaucoup de prêtres et d'une grande foule de fidèles. Une procession se forma et se dirigea vers le nouveau monastère. Les séminaristes, le clergé et les carmélites précédaient le Saint-Sacrement, escortés par deux processions de fidèles, venues avec leurs fanfares, de Neudorf et de Hamm. ►

Que chacun demeure seul
dans sa cellule, méditant
jour et nuit la loi du Seigneur,
et veillant dans la prière . . .



Vie érémitique et vie
communautaire,
contemplation et esprit
d'ouverture, vie cloîtrée et
esprit d'ouverture:
contradictions apparentes
qui se situent à la source de
la vie carmélitaine.



Rappelons que l'origine du Carmel de Luxembourg remonte à celui de Roermond aux Pays-Bas. C'est le 15 juin 1889 que quatre sœurs de ce Carmel s'établirent à Luxembourg, rue Sainte-Zithe, dans un bâtiment contigu au couvent en construction des sœurs de Sainte-Zithe, qui elles aussi appartiennent à la famille spirituelle carmélitaine. L'une de ces quatre moniales était Marie-Catherine Bodeving, sœur Anne de Jésus de son nom de religieuse. Depuis longtemps celle-ci avait le projet d'une fondation à Luxembourg qui coïncidait avec le désir de Thérèse Reuland, artiste en broderie et propriétaire d'un magasin d'ornements liturgiques à renommée internationale dans la paroisse de Saint-Michel. Thérèse ressentait le désir impétueux de suivre la vie contemplative du Carmel et insista auprès de son curé, l'abbé Bernard Haal, pour permettre la fondation d'un Carmel dans le pays. L'abbé Haal mit Thérèse en rela-



tion avec sœur Anne de Jésus et le projet put se réaliser, malgré les oppositions et les difficultés qu'il rencontrait.

Pourquoi le transfert du Carmel du quartier de la gare au Cents? Thérèse d'Avila, la grande réformatrice de la vie carmélitaine, n'avait-elle pas réalisé toutes ses fondations en plein milieu des cités des hommes? – Il faut dire que du temps de la réformatrice, les villes n'étaient pas ce qu'elles sont aujourd'hui. Dans le quartier de la gare, le monastère du Carmel se trouva, avec le temps, dans un milieu bruyant et insalubre, par suite de la circulation de plus en plus dense et les industries qui s'y établirent. A cela s'ajoutèrent d'autres raisons, particulièrement celle de l'exiguïté de la chapelle provisoire, qui décidèrent les religieuses de chercher une nouvelle demeure. Ce fut Mère Marie-Anne Schummer, prieure du Carmel de 1927-1951, qui put réaliser ce transfert de sa communauté vers le nouveau Carmel érigé selon les plans de l'architecte Hubert Schumacher avec l'entrepreneur Michel Franck.

Abrité derrière son grand mur et caché de plus en plus par les arbres et les arbustes, le couvent du Carmel était sur ce plateau du Cents un îlot de paix et de prière avant que celui-ci ne devienne le grand quartier résidentiel d'aujourd'hui avec sa magnifique église moderne. Chose curieuse, ce que Thérèse d'Avila a toujours recherché avec ses fondations dans les villes se réalise ici de lui-même, car la cité par son extension rattrape le Carmel et le ramène en son milieu. Les habitations se rapprochent, les grandes routes le longent, un tunnel autoroutier se creuse dans le voisinage immédiat, la zone industrielle n'est pas loin et l'aéroport avec le bruit des jets fait penser aux dimensions continentales. On dira bien: les moniales dans la ville.

Que font-elles, ces moniales du Carmel? – On peut dire d'elles à plus forte raison ce que le Christ exige de tous ses amis: elles sont dans le monde, mais elles ne sont pas du monde. Elles ont choisi un style de vie différent, vraiment alternatif. Le point de gravité de leur vie est le précepte central de la „Règle primitive du Carmel” rédigée aux environs de 1209 par l'évêque Albert de Jérusalem pour les groupements d'ermites dans la solitude du Mont Carmel en

Palestine: „Que chacun demeure seul dans sa cellule, méditant jour et nuit la loi du Seigneur, et veillant dans la prière... à moins qu'il ne soit légitimement occupé à autre chose.”

Écoutons ce que les carmélites disent elles-mêmes de leur vie: „L'idéal carmélitain est composé de paradoxes qui le spécifient et qui confèrent équilibre et harmonie à toute sa structure de vie. Vie érémitique et vie communautaire, contemplation et esprit d'ouverture, vie cloîtrée et esprit d'ouverture: contradictions apparentes qui se situent à la source de la vie carmélitaine. Ces deux dimensions sont la note spécifique du Carmel. Elles s'originent dans l'Amour, qui est le cœur du Carmel.”

Vie érémitique ne signifie pas tourner le dos au monde mais se retirer du monde dans la solitude et le silence pour faire toute la place à Dieu et pour témoigner ainsi au monde de la présence de Dieu. Ces moniales qui veillent dans l'oraison et qui méditent la Parole du Seigneur se rassemblent pour la célébration de l'Eucharistie et de l'Office, pour les repas pris en commun, pour les échanges spirituels et pour les rencontres de détente et de partage en vue de l'épanouissement personnel et communautaire. La communauté carmélitaine constitue une famille semblable à la communauté des apôtres: Thérèse d'Avila limitait ses Carmels au début à treize moniales. De nos jours, pour rester à l'échelle familiale, les Carmels n'excèdent normalement pas le nombre de 21 sœurs. Le Carmel de Cents compte actuellement 18 religieuses.

Inutile de dire que la dimension communautaire joue son rôle dans les services et les travaux quotidiens. Chacune y met sa main pour que la communauté puisse fonctionner, que ce soit dans la cuisine, dans le jardin, dans la buanderie ou dans l'administration. Si le travail manuel est un facteur d'équilibre, il est aussi le gagne-pain de la communauté. Depuis la fondation du Carmel de Luxembourg et surtout sous l'instigation de sœur Thérèse Reuland, artiste en broderie, la confection d'ornements d'église et la fabrication de drapeaux constituent entre autres le principal gagne-pain de la communauté. Et l'on assure que l'atelier ne connaît pas de chômage.

Si le Carmel est un ordre à caractère spécifiquement contemplatif, il se doit, par la volonté de Thérèse d'Avila, d'être aussi apostolique à sa manière, donc sensible aux signes des temps et aux problèmes du monde que dans sa prière, il ne cesse de porter devant Dieu. Ainsi Thérèse de Lisieux, la „petite Thérèse”, est devenue la grande patronne de ceux qui annoncent l'Evangile. Missionnaire sans sortir de son monastère, elle a travaillé par sa prière et par ses sacrifices pour la propagation de la Bonne Nouvelle dans le monde. Selon l'intuition apostolique de Thérèse d'Avila, les carmélites suivent l'exemple de Thérèse de Lisieux et prient pour les grandes intentions de l'Eglise et du Monde.

Au-delà de leurs prières les carmélites du Cents assument un rôle apostolique spécial: depuis le 25 février 1971, elles animent chaque jeudi la messe radiodiffusée à l'intention des personnes âgées et malades, émission longtemps diffusée par RTL et reprise à partir du 4 mars 1993 par radio DNR. Quelle joie pour Thérèse d'Avila, si elle pouvait entendre les voix du Carmel porter l'espérance et la joie de la Bonne Nouvelle dans les chambres des malades, dans les hôpitaux, les gériatries, jusque dans les cuisines, les bureaux, les magasins, les voitures en circulation, dans les ateliers où hommes et femmes vaquent à leur travail...! Vaste témoignage de celles, qui ont choisi de vivre totalement dans la présence de Dieu pour méditer jour et nuit la Parole du Seigneur.

Fernand Kemmer



Der „Seminärsbiert“ auf Weimershof

Am Westende der lang gestreckten Weimershofer Höhe, auf dem Gebiet der Sektion Neudorf innerhalb der früheren Gemeinde Eich, liegt der „Seminärsbiert“. Obwohl erst zwischen 1970 und 1973 auf dem Felsenhügel über Clausen das Luxemburger Priesterseminar „Centre Jean XXIII“ entstand, wurde bereits seit längerem dieser Teil des Plateaus von Weimershof als „Seminärsbiert“ bezeichnet. Die bewaldete Höhe diente nämlich während vieler Jahrzehnte als wöchentliches Ausflugsziel der Seminariisten, die bis 1930 ihre Studienanstalt im Bereich des ehemaligen Jesuitenkollegiums neben der Kathedrale hatten und 1930 nach Limpertsberg, ins frühere sogenannte „Amerikanische Kloster“ übersiedelten. Dank einer Schenkung des ersten Präses des Priesterseminars, Johann Michael Föhr (1845-1884) aus Echternach, der nach der Schleifung der Festungsanlagen das Gelände etappenweise erworben hatte, gelangte das Seminar 1885 in den Besitz der ausgedehnten Waldhöhe über Clausen, und eine zweite Schenkung aus dem Jahre 1911 erweiterte den Besitz.

Die Ortsbezeichnung „Seminärsbiert“ weist jedoch nur auf die jüngere Geschichte des Felsenhügels über Clausen hin. Historisch aufschlußreich sind die beiden Katasterbezeichnungen „Auf der Hoecht“ und

„Im Thiergarten“ (= „Am Déieregaart“). Namentlich letzterer Ortsname wirft ein Licht auf die Geschichte des Terrains und verbindet den „Seminärsbiert“ unmittelbar mit dem Tiergarten des Grafen Peter Ernst von Mansfeld, Gouverneur des Herzogtums Luxemburg von 1545 bis 1604.

Wie der Beitrag von Othon Scholer (S.10-16) in allen Einzelheiten erläutert, errichtete Graf Mansfeld ab 1563 im Bereich des alten Tiergartens des Luxemburger Grafenschlosses entlang der Alzette das Schloß „La Fontaine“ und legte neben dem eigentlichen Schloßgarten einen erweiterten Tierpark auf der Anhöhe über seiner Residenz an. 1572 gliederte er deshalb 100 Morgen Land, die zum Gutshof von Weimershof gehörten und Eigentum des Heilig-Geist-Klosters in der Stadt Luxemburg waren, seinem Besitz in Clausen ein. Noch heute weist ein Renaissancesteinrelief mit der Inschrift des Grafen im Bering des Seminars auf den mansfeldischen Tiergarten hin.

Auch nach dem Verfall des Schlosses „La Fontaine“, der bald nach dem Tode des Grafen einsetzte, behielt das Terrain die Bezeichnung „Parkhöhe“. Auf französischen, nach 1684 entstandenen Stadtansichten ist die Bezeichnung „Hauteur du Parc“ angegeben. Während langer Zeit war die Parkhöhe über Clausen trotz ihrer strate-

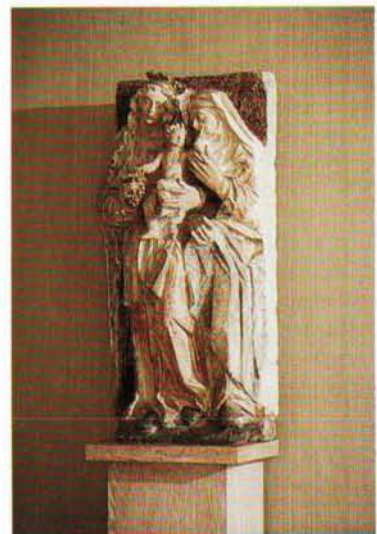
gisch wichtigen Lage ein offenes, freies Gebiet, das nicht in die Befestigungsanlagen der Stadt Luxemburg einbezogen war. Hierfür zeugt z.B. das Gemälde Van der Meulens, das die Belagerung der Stadt durch die französischen Truppen 1684 festhält. Auch der 1805 entstandene „Plan-relief“ von Boitard, im Ratskeller des Cercle Municipal ausgestellt, illustriert diesen Befund. Erst kurz vor der Schleifung der Festungsbauwerke wurde zwischen 1864-65 auf dem bewaldeten Felsenhügel das „Fort Parkhöhe“ errichtet, um somit die Unterstadt Clausen in die Festung einzubeziehen und der Stadt selbst neue Ausdehnungsmöglichkeiten zu geben. Näherhin gehörte das „Fort Parkhöhe“, auch „Parkhöhen-Fort“ benannt, zum äußeren Festungsgürtel der „Grünwalder Front“ und lag zwischen „Fort Thüngen“ (= „Drei Eicheln“) und „Fort Dumoulin“, das oberhalb des Triererbergs am Fuße vom Fetschenhof errichtet war. Im Zusammenhang mit dem Bau des „Fort Parkhöhe“ wurden die Felsen über Clausen eskarpiert und teilweise Stützmauern errichtet, um Zwischenräume der Felsen aufzufüllen. Deutliche Mauerüberreste des Forts traten bei den Ausschachtungsarbeiten für die Errichtung des neuen Seminargebäudes hervor, weitere Überbleibsel sind auf dem Felsenhügel in Richtung Clausen verteilt.

Bis auf den heutigen Tag ist von Tal und Oberstadt her die Ansicht des „Seminärsbiert“ gekennzeichnet durch eine monumentale steinerne Sankt-Joseph-Statue, die auf einer neogotischen, von Architekt Knepper aus Diekirch entworfenen Sockelarchitektur sich erhebt. Die Statue selbst, die am 17. Oktober 1888 eingeweiht wurde, stammt vom Bildhauer Stracke aus Haarlem.

Das heutige, modern konzipierte Seminargebäude, das gleichzeitig als Ausbildungsstätte des Katechetischen Instituts fungiert und im Dienst der Weiterbildung für kirchliche Berufe steht, ist nach Plänen des Architektenbüros Michel Heintz aus Luxemburg ab Ende 1970 vom Luxemburger Staat durch Gesetz vom 8. Januar 1968 errichtet worden. Als sich nämlich ab 1966 das neue Schulzentrum auf dem oberen Limpertsberg immer weiter entwickelte und an die Errichtung einer Sekundarschule von staatlicher Seite her gedacht wurde, erwies sich das zum Limpertsberger Seminar gehörende Areal als günstig gelegen für den Bau eines größeren Schulkomplexes, zu welchem in der Zwischenzeit auch der „Centre Universitaire“ gehört. Somit kam es aufgrund staatlicher Initiative zu einem Abkommen zwischen Regierung und Bistum, laut welchem das Priesterseminar das ihm gehörende Terrain auf dem „Seminärsbiert“ teilweise für die Errichtung eines neuen Gebäudes dem Staate überließ. Die Grundsteinlegung wurde am 23. Dezember 1970 gefeiert.

Michel Schmitt





Batty Fischer: Clausen-Neudorf, 1900



Ecoles privées Notre-Dame (Sainte-Sophie) Weimershof

Seit fast einem Vierteljahrhundert schon beleben die Schulen der Kongregation Unserer Lieben Frau das Weimershofer Plateau nahe am Priesterseminar und gleich hinter dem Plenarsaal des Europaparlaments und der hohen Kulisse des Kommissionsbuildings. Synthese und Symbol? In etwa schon: christliche Ausrichtung und weltoffener Geist ergeben ein tragfähiges Schul- und Erziehungsprogramm. Daß aber dieser heute mit über sechshundert Schülerinnen und Schülern und achtzig Lehrpersonen im Volks- und Sekundarschulbereich gut besetzte Schulkomplex vor 22 Jahren gerade dieses Viertel belegte, bewirkten eher der Zufall und die innerstädtische Verkehrslage. Seit langem schon entsprach die alte Schule im Regierungsviertel zwischen Kathedrale und Brückenring neuzeitlichen Unterrichtserfordernissen nicht mehr. Die eigentlichen Kongregationsgebäude aus dem achtzehnten Jahrhundert waren sowieso im Laufe der Zeit abhanden gekommen: die barocke Dreifaltigkeitskirche hatte sich die Militärgarnison angeeignet, und sie wurde dann der evangelischen Gemeinde überlassen, und das anstoßende imposante Schulquartier blieb nach der französischen Revolution in staatlicher und kommunaler Hand. Um 1970 übernahm der Staat dann auch die übrige „alte Sainte-Sophie“, riß einiges ab und machte aus dem ansehnlichen Rest ein „Hôtel de Bourgogne“, eine Finanz-

inspektion, ein Beamtenrestaurant und eine skulpturbestückte Grünfläche. Wo ehemals die Révérende Mère der Kongregation regierte, waltet, verwaltet, beschwichtigt, entscheidet, empfängt seit zwanzig Jahren der Staatsminister. Seitdem befindet sich im Kern der Stadt Luxemburg keine höhere Schule mehr.

Daß sich die „neue Sophie“ gerade auf Weimershof einlebte, entbehrt trotz allem nicht einer gewissen Geradlinigkeit. Die Luxemburger Niederlassung der Kongregation wurde 1627 von einer Tochter des Gouverneurs Mansfeld und deren Bekannten Frau Marguerite Wiltheim-Busbach ins Leben gerufen. Der mit der bis dahin vernachlässigten Mädchenerziehung betraute Schulorden war einige Jahrzehnte vorher vom Lothringer Landpfarrer, Ordensreformer und Gegenspieler Richelieus Pierre Fourier gegründet worden und hatte eine rasche Ausbreitung erfahren. Das Luxemburger Haus war das erste außerhalb des lothringischen Raumes und brachte seitdem französisches Bildungsniveau und klassische Erziehungserfahrung in unsere Breiten (und von hier in mehreren Neugründungen über Trier, Mainz bis nach Süddeutschland hinein). Die erste Unterkunft befand sich, Mansfeldischer Stiftungsgunst entsprechend, im kleinen Margaretenhospital am Hundhaus der Clausener Mansfeldresidenz. 1628 siedelten die Schwestern dann in die zur

Festung gewordene Oberstadt über und wurden auf Jahrhunderte zu den Hauptträgerinnen Luxemburger Mädchenerziehung. Zu Mansfelds Zeiten lag der Bering des alten Weimershofes gleich jenseits der Parkmauer des Palastes; der heutige Sainte-Sophie-Standort entspricht also in etwa der Rückkehr in die alten Gefilde.

Die Bezeichnung „Sainte-Sophie“ war freilich zur Gründungszeit und bis zur vorübergehenden Schließung der Anstalt durch die französische Revolutionsverwaltung unbekannt. Sie entstand, als die Schwestern 1808 zeitweilig der von Bischof Jauffret ins Leben gerufenen „Association des Dames de la Providence ou de Sainte-Sophie“ angeschlossen wurden (wobei mit „Sainte-Sophie“ die Hl. Weisheit, wie im Falle der Hagia Sophia in Konstantinopel, also Gott selbst, und nicht etwa eine seiner vielen Heiligen gemeint ist). Als die Kongregation Unserer Lieben Frau einige Jahre später dann ihre eigenen Regeln und ihre Selbständigkeit wiedererlangte, blieb ihr und der Schule der entliehene Name verhaftet. Also geschieht es, daß im Volksmund nebensächliche Dinge manchmal längeren Bestand haben als die wesentlichen.

Die neuen, funktionellen Gebäulichkeiten auf Weimershof wurden vom Baupromotor W. Hein vermittelt, vom Architektenbüro Haagen und Ewert entworfen und vom Unternehmen Felix Giorgetti errichtet. Der erste Betonguß des Fundaments erfolgte am 5. November 1970 „sous le pontificat de Sa Sainteté le Pape Paul VI, sous le règne de S.A.R. le Grand-Duc Jean, sous l'épiscopat de Mgr Léon Lommel, M. Pierre Werner étant Ministre d'Etat, M. Jean Dupong Ministre de l'Education Nationale, Mlle Colette Flesch Bourgmestre de la Ville de Luxembourg, Sr. Consolata Thill Supérieure de la communauté de Luxembourg...“, wie es die einzementierte Urkunde festhält. Im September 1972 nahmen die Schulen, im April 1973 auch die Klosterschwester Gemeinschaft von dem ansprechenden Neubau Besitz.

In ihm erlebte der Schulbetrieb seitdem einen neuen Aufschwung, wenn auch die Zahl der Schwestern weiterhin abnimmt. Statut, Programm, Qualität des Lehrpersonals entsprechen weitgehend den staatlichen Schulnormen, daneben bleibt die seit über 350 Jahren traditionelle religiöse Ausrichtung auch im pluralistischen Umfeld spürbar. In den siebziger Jahren, das sei am Rande noch vermerkt, fanden die zahlreichen Vollversammlungen der Diözesansynode in den neuen Ste-Sophie-Räumlichkeiten statt.





Rencontre avec



Tchinguiz Aitmatov

*„Il fut un blanc navire”
„Der weiße Dampfer”*

Le héros de cet ouvrage, un enfant kirghiz, délaissé par ses parents divorcés, cherche à la forêt un renne mystérieux, la „mère des mâraux à la belle ramure”, émouvante figure maternelle dont son grand-père Mômoun lui a raconté l'histoire. La forêt occupe une montagne au pied de laquelle s'étend le lac Issyk-Koul. Sur ce lac glisse un beau navire blanc. Le père du petit garçon fait partie de son équipage. Du haut de la montagne l'enfant aperçoit la surface de l'eau – il voudrait descendre avec le torrent et rejoindre son père à bord du bateau

...

L'auteur de l'ouvrage, Tchinguiz Aitmatov, vit à Luxembourg. Il y a exercé les fonctions d'ambassadeur soviétique et d'ambassadeur russe. Cet écrivain célèbre que sur certaines photos on voit à cheval, habillé en djighite, cavalier guerrier, tenant la cravache à la main, vit à présent dans notre ville, non loin de quelques grands magasins animés mais dans une rue calme, fermée au trafic, et, du côté de son jardin, l'auteur de „Il fut un blanc navire” contemple une vaste étendue de prés, de paisibles pâturages.

Au milieu du mois d'avril, Tchinguiz Aitmatov a bien voulu m'accueillir dans sa nouvelle demeure et je lui ai posé rapidement une première question – sur un sujet qui me tenait à cœur:

„Qu'en est-il des «réunions du lac Issyk-Koul»?”

Et Tchinguiz Aitmatov de me rappeler qu'il a fondé le „Forum du lac Issyk-Koul”, avec l'aide de son ami Mikhaïl Gorbatchev, à un moment où la perestroïka semblait promettre à l'Union soviétique et à l'humanité entière un renouveau de paix et de progrès. Aitmatov alors a organisé une première rencontre de grands représentants de la vie culturelle et spirituelle – tels Arthur Miller et Peter Ustinov. Il a reçu à Moscou les invités des cinq continents pour les emmener sur les bords de l'Issyk-Koul. D'autres réunions du Forum ont eu lieu dans la suite. Au début de son séjour à Luxembourg, Tchinguiz Aitmatov m'a offert le „Record of Proceedings” de la quatrième rencontre qui s'est déroulée à Mexico, en 1989. On y pose la question: „What is the Issyk-Koul Forum?” pour donner la réponse suivante: „It is a non-governmental and independent world organization, a think tank. Its objective is to make the world better prepared to face the crises which are looming as a result of technological change as the 21st century approaches.”

En 1991, au moment de recevoir cette brochure des mains de l'ambassadeur-écrivain, je lui ai demandé s'il ne souhaitait pas organiser une réunion de son Forum dans notre capitale et il m'a répondu de façon affirmative: Pourvu que les autorités luxembourgeoises offrent leur appui financier, la chose était, disait-il, tout à fait faisable.

Aujourd'hui, en 1994, il m'explique que les événements historiques démontrent que l'idée du Forum est dépassée: „Nous espérons réussir dans notre lutte en faveur du désarmement, note-t-il, tandis que de nos jours tous les gouvernements s'appliquent à vendre des armes...”

Dans un de ses grands romans, „Der Richtplatz” dans la traduction allemande, en français „Les rêves de la louve”, Aitmatov situe la dernière scène sur les rives de l'Issyk-Koul. La louve aux yeux bleus, Akbara, „la Grande”, qui représente la Nature, a été privée à trois reprises, par les hommes, de ses louveteaux. Pour satisfaire ses aspirations maternelles, elle finit par enlever un enfant. Boston, le père du petit garçon, tire sur la louve – il la tuera mais après avoir tué d'abord son fils.

Et le voici, désespéré, au bord du lac dont les eaux respirent comme elles ont respiré la veille et comme elles respireront demain:

Tchinguiz Aitmatov était écologiste quand nous n'avions pas encore formulé la notion d'écologie et la protection de la nature, à ses yeux, est un des premiers devoirs de l'être humain.

S'il n'est pas question de ressusciter le «Forum de l'Issyk-Koul» pour l'année européenne de la culture 1995, que nous propose le grand auteur pour les «Journées de Mondorf» qui renaîtront à cette occasion, au mois d'avril prochain? – «Je suis au courant, me répond Tchinguiz Aitmatov, j'y ai été invité,» et il me soumet tout un programme. «La rencontre, affirme-t-il, devrait reposer sur des thèmes, et puisqu'à leurs débuts ces journées étaient essentiellement poétiques, je commencerai par suggérer l'idée d'une étude de la poésie au seuil du XXI^e siècle. Pensons à la poésie comme art, comme genre, et n'oublions pas qu'au près de toutes les communautés humaines elle constitue l'aurore de la littérature. Elle naît vraiment au sein du peuple. Comme il me semble que je ne connais pas assez intimement les autres littératures, je me bornerai à parler des lettres russes. À mon sens, le poète authentique, le poète absolu, c'est Alexandre Pouchkine. Alexandre Pouchkine que tous les Russes lisent, comprennent et aiment.»

Nous constatons qu'Aitmatov qui fera venir à Mondorf son ami Evguéni Yvtouchenko, pourvu qu'il en reçoive l'autorisation de la part des organisateurs luxembourgeois, conserve la conception russe, ou soviétique, d'une poésie nationale, à la disposition de tous. Comme il paraît être loin des poètes hermétiques si nombreux dans les pays occidentaux!

Y a-t-il une crise de la poésie? Le public prend-il ses distances vis-à-vis d'elle sous l'emprise de la télévision, du cinéma, du stade? Comment la poésie pourra-t-elle s'entendre, se renouveler?

Ce sont là quelques questions que Tchinguiz Aitmatov aimerait nous faire traiter en 1995.

Deuxième grand thème pour Mondorf – le roman. Ici Tchinguiz Aitmatov se trouve dans un domaine familier, celui du genre épique qu'il cultive depuis ses débuts en littérature. Quelle a été l'évolution du roman? Comment se présente-t-il à la fin du XX^e siècle? Quels sont, actuellement, ses problèmes d'esthétique, de style? Quelles sont les relations entre création littéraire et critique? Comment envisager les concepts de «littérature de masse» et de «littérature élitiste»?

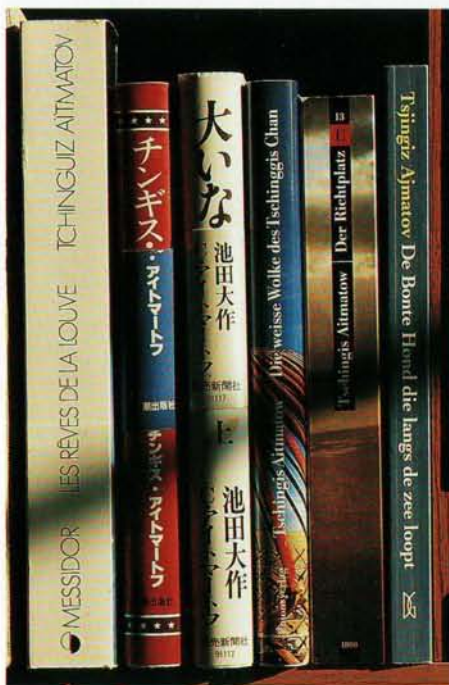
Tchinguiz Aitmatov lui-même estime que la littérature populaire n'est pas nécessairement inférieure mais que nous devons faire des efforts pour fournir à tous les êtres humains l'accès à la littérature la plus élevée.

Si à Luxembourg on tenait compte des suggestions d'Aitmatov, à mon tour je proposerais à Anise Koltz de confier à la revue «Estuaires» l'organisation de la partie poésie et celle de la partie roman à la «Société luxembourgeoise de littérature générale et comparée».

Dans l'étude des littératures, la connaissance des langues est d'une importance capitale.

«Je regrette vivement, me dit Tchinguiz Aitmatov, de ne parler aucune langue occidentale. Ma famille me pousse à entreprendre l'étude de l'une d'elles, cependant à mon âge un tel travail me prendrait beaucoup de temps et j'ai besoin de toutes mes forces pour achever mon œuvre littéraire.» Toutefois Aitmatov se réjouit beaucoup de ce que ses enfants adolescents, à l'Ecole Européenne, acquièrent les connaissances linguistiques qui font défaut à leur père. Sa fille Chirine, âgée de 17 ans, pense à des études de chant ou bien de philologie ou d'histoire, de psychologie. Le garçon, Elgar, va sur ses 16 ans. Il s'intéresse à la peinture, à l'architecture. Nous sommes en présence d'une véritable famille d'artistes. Avant son mariage Madame Aitmatova a été cinéaste. C'est en rédigeant le scénario d'un film tiré d'un ouvrage de l'écrivain qu'elle a fait la connaissance de son futur mari. Comme ses enfants et comme son époux, elle aime la musique, langage universel.

Jusqu'à présent, malheureusement, dit Tchinguiz Aitmatov, je n'ai guère eu de contacts avec les écrivains luxembourgeois. L'ignorance des langues forme un obstacle majeur. Mais je reste disponible à toute ouverture, à toute collaboration. Pour le moment, je vois surtout les Luxembourgeois qui parlent le russe, Anise Koltz, présidente de l'«Association Luxembourg-Russie», et Guy de Muyser qui est un si fin connaisseur en matière d'arts plastiques.



À la rentrée prochaine, la maison Unionsverlag de Zurich publiera un nouveau roman de Tchinguiz Aitmatov. La traduction allemande paraîtra avant la version originale russe. «En russe, me dit l'auteur, le roman s'intitule «Le signe (la marque) de Cassandre.» Il ne peut pas m'indiquer le titre de la traduction allemande. Au mois de mars, la presse luxembourgeoise nous a appris que l'Autriche venait de conférer à Tchinguiz Aitmatov son Prix d'Etat de Littérature Européenne pour 1993. (L'année précédente, la même distinction avait été reconnue à Salman Rushdie et je me rappelle que parmi les lauréats se rencontre aussi la Française Simone de Beauvoir.)

Pour Tchinguiz Aitmatov, ce prix autrichien constitue une récompense de poids, une reconnaissance publique de sa présence en Europe occidentale. Il a d'ailleurs le plus grand nombre de lecteurs dans les pays de langue allemande où, tous les ans, il vend 100.000 exemplaires de ses ouvrages. Il publie régulièrement, soit en Allemagne, soit en Suisse, des livres nouveaux tels «Liebeserklärung an den blauen Planeten», en 1993, et «Begegnung am Fudschijama», ouvrage qu'il a rédigé en collaboration avec son ami japonais Daisaku Ikeda (1992). À côté des publications nouvelles figurent de nombreuses rééditions telles celles de «Dshamilja», «Der weiße Dampfer», «Frühe Kraniche», «Der Junge und das Meer». Livres de poche et belles éditions alternent et l'écrivain – ce n'est pas une plaisanterie – n'est pas à même d'indiquer le nombre de toutes ces éditions et rééditions. Très récemment, en 1994, la maison Unionsverlag a publié en version séparée «Die weiße Wolke des Tschinggis Chan», long récit qui fait partie du roman «Ein Tag länger als ein Leben». C'est, dans le cadre d'une narration passionnante, une condamnation de l'oppression et du despotisme contre lesquels se dressent la conscience de la liberté et l'amour qui unit un jeune couple.

Pourquoi, après avoir pris sa retraite de diplomate, a-t-il décidé de rester à Luxembourg? J'en suis surprise surtout parce que je sais que le président du Kirghizstan a souhaité lui confier le poste d'ambassadeur de sa terre natale en Belgique.

«Le Kirghizstan n'a pas encore d'ambassade à Bruxelles, me répond Tchinguiz Aitmatov. On n'a pas encore trouvé d'immeuble, aucune installation n'est prête. En supposant que peut-être un jour je puisse exercer de telles fonctions, je n'en demeurerai pas moins, pour le moment, à Luxembourg où je trouve ce qu'il me faut avant tout, le recueillement, le silence pour écrire. Il me plaît que la ville de Luxembourg soit classiquement européenne – elle possède de vieux quartiers, des ruelles étroites datant d'autrefois, des quartiers où s'érigent les banques, témoins de notre temps, et, avec le Kirchberg, un «domaine de collectivisme européen».



Tchinguiz Aitmatov voit le Luxembourg comme étant un centre de l'Europe et il admet avec franchise que son installation parmi nous (dans une des rues les plus tranquilles de notre ville!) lui apporte un grand avantage matériel. A partir d'ici, les contacts avec ses éditeurs allemands, suisses, français, norvégiens, etc. sont particulièrement faciles. La télévision allemande d'ailleurs a tourné un film sur la vie d'Aitmatov (ARD, Berlin). Les images du début ont été prises à Luxembourg. Bientôt le film sera diffusé. Une première projection luxembourgeoise aura lieu au Centre Culturel A.S. Pouchkine.

„On me demande toujours ce que je pense du Luxembourg”, me fait remarquer Aitmatov (je viens de lui poser la même question). Je lui raconte que Goethe et Victor Hugo nous ont laissé de bien belles observations sur les villes de Luxembourg et de Vian-

den – nous en avons besoin pour notre publication touristique. Peut-être nous attendons-nous de la part d'un Tchinguiz Aitmatov à une même intervention?

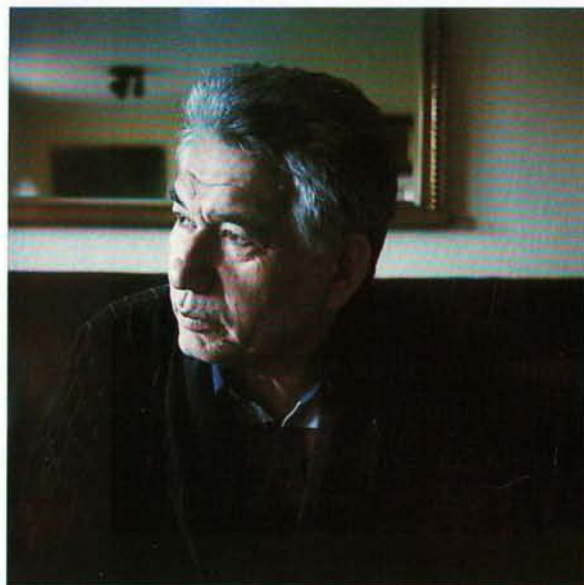
N'ai-je pas découvert dans un bulletin de la communauté baha'ie toute une page consacrée à l'ouvrage „Liebeserklärung an den blauen Planeten” et à l'amitié qui unit Aitmatov au baha'i Feizollah Namdar qui, d'un côté, a vécu dans notre pays et, de l'autre, est l'interlocuteur de l'écrivain dans l'ouvrage que je viens de mentionner!

„Je m'intéresse à toutes les religions – telle est la réaction de Tchinguiz Aitmatov –. Elles prétendent conduire l'homme vers Dieu mais elles sont aussi à l'origine des discriminations et des haines les plus violentes. Dans cet ensemble, la religion baha'ie me paraît comme animée d'un esprit unificateur. C'est pour cette raison qu'elle m'inspire de l'estime.

Dans son nouveau roman, „La marque de Cassandre”, Tchinguiz Aitmatov traite „des problèmes contemporains”. C'est tout ce qu'il m'a appris à ce sujet. Toutefois nous savons qu'au milieu de la tourmente actuelle cet écrivain continue à croire à la présence d'une étincelle divine dans l'enfant – comme il dit à la fin de „Il fut un blanc navire”. Il voit la possibilité, pour l'être humain, de se transformer en dieu, en quelque sorte. De telles considérations se rencontrent dans „Liebeserklärung an den blauen Planeten”, par exemple, et dans „Der Richtplatz”.

Je parle de Dieu mais je n'oublie pas la misère des hommes. Dans les deux patries de Tchinguiz Aitmatov, le Kirghizstan et la Russie, les populations souffrent cruellement – et le voici, lui leur porte-parole, si loin d'elles. Cependant il affirme que la distance ne l'empêche pas de vivre et de sentir avec les siens. Espérons donc que dans ses nouveaux livres, comme dans le passé, il saura être leur défenseur!

Rosemarie Kieffer



„Jusqu'à présent, malheureusement, dit Tchinguiz Aitmatov, je n'ai guère eu de contacts avec les écrivains luxembourgeois. L'ignorance des langues forme un obstacle majeur. Mais je reste disponible à toute ouverture, à toute collaboration.”

Seulement quelques heures avant l'impression de notre revue nous avons appris la triste nouvelle que Madame Rosemarie Kieffer est décédée le 10 juillet 1994 à la suite d'une longue et pénible maladie à l'âge de 61 ans. Dans le prochain numéro de *Ons Stad*, nous reviendrons à la vie et à l'œuvre de cette femme remarquable.

(Réd.)

Déi Stonn ier de Fliger gOUNG

'T war en hondsgewéinlechen Dag an der Woch. D'Wieder war grad sou. 'T huet nët gereent, mä den Himmal war zou, an 't konnt all Ablack ufänke mat sabbelen. Mueres hat et well gefisemt.

De Lëtzebuerger sollt ee vu München op de Findel féieren. De Fliger gOUNG ëm fënnf, mä 't war réischt kuurz no dräi. De Preiss hat deen Owend virdrun am Cercle iwwert d'Situatioun an den neie Bundesländer geschwat – a gutt geschwat – mä dee ganzen Owend a lo nach d'Mëttegiessie mat him zesummen, gOUNG dat dem Lëtzebuerger duer. Hien duecht just nach u fënnf Auer, mä 't as ee jo héiflech. Den Dag war souwisou am Eemer.

„Braustübl, das klingt doch deutsch!“, sot de Preiss. Se ware just do laanscht gefuer. De Lëtzebuerger huet eng Grëtze gelaacht, mä nët drop geäntwert; en hätt och nët richteg gewousst, wat. De Preiss wollt nach anzwousch „einen guten luxemburgischen Kaffee“ drénken; de Lëtzebuerger duecht, da fiers de mat him heivir bei de Pol. De Pol hat eng Wiirtschaft eppes méi uewenäus a stOUNG, zënter e viru séngem Häus ugestouss gi war, mat enger Krätsch hannert der Téik. En hat och Lottoschäiner.

Se souzen do mat de Löffelcher am Kaffi ze réieren. De Pol war nët do; séng Strutz vu véierzéng, fofzéng huet zervéiert a Knätsch geknat. Dobäusse bei der roudier Schantjensluucht huet ee mam Presslofthummer geroost. Wann et gréng gouf, as de Portugis riwwer op den Trottoir gaang an huet d'Autoe laanscht gelooss.

„Wat as dat en houere Kaméidi!“, sot ee vun deenen Dräi am Eck. Se hun eng Parti Whyst gedresch an de Béier äus Klensche gedronk. Jonk Kärelen. Häre Chômeuren,

duecht de Lëtzebuerger, soss séizen déi nët ëm dës Auer hei mat der Kaart ze spillen.

„Was spielen die da für ein Spiel?“ frot de Preiss.

„Whyst“, sot de Lëtzebuerger.

„Aja, das kennt man auch hier!“

De Lëtzebuerger huet nees gelaacht, mä an engems op d'Zänn gebass an am Rescht Kaffi geréiert. Een Ablack wollt en dem Preiss son, hei wire fréier e puer Brauereie gewiescht, mä en duecht, wat solls d'engem vu München dat op d'Nues bannen. Der Schécks hire Kaffi war gutt a säustaark; jiddefalls besser, wéi deen uewen an der Stad nom Mëttegiessen. D'Gehummers dobäusse gOUNG nees lass.

„Gibts einen Steinhäger hier oder sowas ähnliches?“, frot de Preiss an hat d'Regaler hannert der Téik am A.

„Quetsch“, sot de Lëtzebuerger automatesch.

En huet d'Meedche geruff. Lo wollt de Preiss wëssen, ob den „Tax free“ hei intressant wir. De Lëtzebuerger sot, hie géif scho mengen. „Nicht viel los hier, an den Werktagen“, sot de Preiss.

De Lëtzebuerger hat kee Quetsch matbestallt. En huet dee leschte Whisky vum Owend virdrun nach am Kapp sëtze gehat. De Preiss huet op den Ticket nieft dem Quetsch gekuckt. „Nicht mal vier Mark!“, sot en, „und mehr als drei Zentiliter. Schmeckt irgendwie nach frischem Slibowitz“.

Aarschlach, duecht de Lëtzebuerger. Mä d'Mooss war dem Meedche wiirklech gutt geroode. E Gléck, datt de Pol dat nët matkritt hat.

„Mein Vater war damals kurz in Luxemburg; vierzig, beim Durchmarsch nach Belgien; hat er mal erwähnt.“

„Der Werner Fink auch!“, sot de Lëtzebuerger. „Er hat in seinem Buch geschrieben, wir seien ein komisches Volk; wir hätten am Straßenrand gestanden und zugesehen; mit den Händen in den Hosentaschen.“

De Preiss huet haart gelaacht. De Lëtzebuerger huet sech heemlech iwwert sech selwer geiergert.

Déi Dräi um Kaartendesch hate lo eng haart Diskoussioun, well een, wéi et schéngt, nët bekannt hat.

De Preiss huet op d'Auer gekuckt. „Ich glaube, wir müssen allmählich“.

De Pol kOUNG mat der Krätsch äus dem Hannerhaff. Sâi Jéngst as verschwonnen, ouni eppes ze son.

„Moie Pol“, sot de Lëtzebuerger.

„A salut“, sot de Pol, „hues de de Lotto scho gemaach?“

„Ech kommen herno rëm; oder muer“, sot de Lëtzebuerger.

„Das habe ich verstanden“, sot de Preiss, „ist das unser Lotto?“

„Jaja“, sot de Lëtzebuerger an as opgestanen, fir ze bezuelen.

Wéi s'äus dem Neiduerf räus waren, wollt de Preiss nach wëssen, wat dat mat deem Numm „Findel“ op sech hätt; „klingt doch deutsch!“

Hie wéisst dat och nët, sot de Lëtzebuerger. Lo war en e gläich lass.

josy braun



BATTY UND DIE KATZEN

Die Familie Zimmer-Kummer aus Luxemburg-Neudorf hat einen herben Verlust zu beklagen. Quasi über Nacht ist ein Familienmitglied jäh aus der häuslichen Gemeinschaft gerissen worden. Es handelt sich um das Meerschweinchen Emil, den treuen Weggefährten der Kinder Steve und Iris.

Eines Nachts wird Batty aus dem Schlaf geschreckt. Ein Röcheln gellt durch das Haus. Batty Zimmer-Kummer, seine Frau Marguerite, Großmutter Amelie Kummer-Keller sowie die Kinder Steve und Iris eilen hastig die Treppe hinunter zur Küche, wo das Meerschweinchen sein Lager hat. Doch es ist schon zu spät. Emil hat weißen Schaum vor dem Maul, er zuckt und krümmt sich, macht einige tollkühne Sätze, sackt dann in sich zusammen, gibt den letzten Seufzer von sich und schläft friedlich ein. Für immer.

Der sogleich herbeigeholte Veterinärarzt Dr. Hubert Huhn, ein sehr kompetenter, freundlicher und einfühlsamer Mensch, kann nur noch den Tod des Meerschweinchens feststellen. Nach eingehender Untersuchung des Kadavers diagnostiziert er, daß Emil zweifelsfrei an Rinderwahnsinn verstorben ist. Der Todesfall wirkt natürlich wie ein Schock auf die Familie Zimmer-Kummer, aber Batty tröstet sich und die Seinen damit, daß Emil immerhin stolze 33 Jahre alt war – ein für ein Meerschweinchen erstaunlich hohes Alter – und seine Zeit ohnehin längst gekommen war.

Einige Tage vergehen; im Hause Zimmer-Kummer herrscht Trauerstimmung, niemand spricht, und alle denken an Emil und die Abenteuer, die vielen Abenteuer, die man gemeinsam mit dem Meerschweinchen verlebte. Batty kann die ersten Nächte nicht richtig schlafen und wälzt sich im Halbtraum. Er träumt vom Meer und von tosenden Wellen, die sich in lauter Schweinchen verwandeln und Schaum vor dem Maul haben. Marguerite Zimmer-Kummer fragt sich, was jetzt wohl aus der neuen Meerschweinchenfüttermaschine mit Airbag und Servolenkung werden soll, die Emil anlässlich seines letzten Geburtstags geschenkt bekam. Vielleicht sollte man sie beim freitäglichen Flohmarkt von RTL Radio Lëtzebuerg gegen eine Standuhr eintauschen.

Großmutter Amelie Kummer-Keller erinnert sich an die glücklichen Momente, die die Familie Zimmer-Kummer in Emils Gesellschaft verlebt hat. Zum Beispiel an den Abend im Neuen Theater im April 1988, als sich das Meerschweinchen in seinem neugehäkelten Mäntelchen auf der Bühne verirrt hatte und beinahe vom Hauptdarsteller – einem reichlich über-

spannten Drachentöter – mit dem Säbel erstochen worden wäre.

Die Kinder Steve und Iris entsinnen sich, wie ihnen ihr Vater im Jahre 1982 in Josy Welters Tier- und Samenhandlung das damals 21jährige Meerschweinchen gekauft hatte, um sie über den Selbstmord des Hundes Jean-Paul hinwegzutragen.

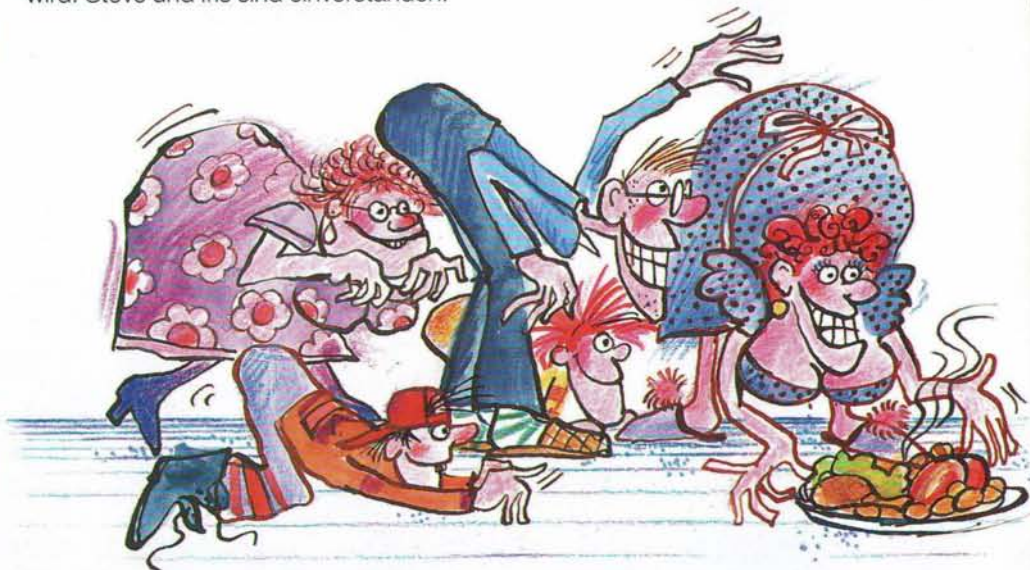
Ja, es sind schwere Momente, die die Familie Zimmer-Kummer nun mitmacht. Doch heilt die Zeit gottlob Wunden. Schon bald möchten die Kinder ein neues Haustier. Steve will eine Schildkröte, und Iris möchte eine Ratte. Marguerite und Großmutter Amelie legen sich quer. „Wenn du es zuläßt, daß eine Ratte in mein Haus kommt, lasse ich mich scheiden“, droht Marguerite. Batty denkt nach und sieht in der Rubrik „Tiermarkt“ nach. Da gibt es allerhand Getier und Gerümpel: Pudel, Dackel, Cocker, Terrierwelpen, Rottweilmischlinge, einen Hahn für einen Bauernhof, junge Blaustirn-Amazonen, Dalmatiner-Welpen, Kaninchen, Schlachtpferde, legereife „Pellen“, weiße und braune Masthähnchen, Perl- und Truthühner, Gänse, Enten und Kücken, Berner Sennen, New-Foundlander, Boxer, Kutschenpferde, Vögel, Käfige, Volieren, Teichfische und Seerosen, einen Wallach sowie kleine Perserkatzen.

„Wie wär's mit einer Katze?“, fragt Batty zaghaft und wundert sich über die Begeisterung, die ihm sogleich zuteil wird. Steve und Iris sind einverstanden.

Das ist die Idee! Batty sucht sich Telefonnummer und Adresse des Tierzüchters und fährt mit den Kindern hin. Der Tierzüchter ist eine Tierzüchterin aus Lamadelaine, eine gute alte Bekannte übrigens. Es handelt sich um die stets zuvorkommende und immer gutgelaunte Witwe Victorine Houdremont-Scharpantgen, weiland Betreiberin eines Gewürzkrämerladens in Luxemburg-Neudorf, wo man, von der Petersilie über Dosenschinken und Kochkäse bis hin zu Schiefertafel und Schulheften für die Kinder, alles bekommen konnte, was das Herz begehrt. Unsere Leser erinnern sich, daß Frau Houdremont-Scharpantgen ihren Kolonialwarenhandel im Jahre 1983 hatte aufgeben müssen, weil die meisten Einwohner plötzlich ihre Samstag-Einkäufe fernab, auf der grünen Wiese, tätigten.

Wie auch immer, die inzwischen 87jährige Victorine Houdremont-Scharpantgen hat sich also in Lamadelaine, in ihrem kleinen Häuschen, das sie sich von ihrem Ersparten geleistet hat, zur Ruhe gesetzt und widmet sich nun ganz der Zucht von Perserkatzen, und das in den verschiedensten Farbvarietäten, vom Perser Schwarz, über den Perser Self Cocolate und den Perser Weiß mit verschiedenfarbigen Augen, bis hin zum Perser Blau und zum Perser Silver Tabby. Victorine Houdremont-Scharpantgen trennt sich nur ungern von ihrem Nachwuchs und ist deshalb froh, daß sich mit der Familie Zimmer-Kummer eine Adoptivfamilie gefunden hat, die ihr gut bekannt ist.

Steve und Iris entscheiden sich gleich für zwei dreimonatige Kater, einen schwarzen und einen blauen Perser, die auf die Namen Willibrord und Bonifatius hören und natürlich über einen international anerkannten FIFE-Stammbaum verfügen. Sie sind entwurmt worden, und sie sind gegen Katzenschnupfen, gegen Leukose und natürlich auch gegen den Rinderwahnsinn geimpft. Die Eltern von Willibrord und Bonifatius sind beides mehrfach auf Ausstellungen preisgekrönte Champions, und so kann auch



Batty nicht widerstehen und kauft gleich die beiden drolligen Exemplare, denn soviel weiß auch er: Im Gegensatz zum Meerschweinchen Emil, das ein Einzelgänger und Sonderling war, mögen Katzen die Gesellschaft von Wurfgeschwistern. Besonders wenn niemand zu Hause ist, ist es immer gut, wenn die Hauskatze einen Spielgefährten hat.

Zu Hause angekommen, wo der Neuerwerb auf begeisterte Zustimmung bei Großmutter Amelie und bei Marguerite stößt, wird sich Batty sogleich bewußt, daß er sein Heim wohl meerschweinchen-, jedoch nicht katzengerecht ausgestattet hat. Jede Menge von Katzen-Zubehör und Utensilien gehören dazu, und im Zoohandel kann sich Batty überzeugen, daß sich die Kosten für die Haltung von Langhaar-Rassekatzen längst nicht auf den Anschaffungspreis beschränken. Also kauft er einen Transportbehälter aus Korbgeflecht, der den Kätzchen zu Hause als Schlafplatz dienen soll und gleichzeitig zu Reisezwecken benutzt werden kann. Darüber hinaus erwirbt Batty ein Katzenhäuschen aus Plüsch, eine sophistizierte Katzentoilette, geruchsbindende Katzenstreu, Futtergefäße sowie einen riesigen Kratz- und Kletterbaum, den er im Baukastensystem zusammensetzt und mit einem Winkeleisen an der Decke und am Fußboden befestigt.

Die Katzenzüchterin Victorine Houdremont-Scharpantgen hat Batty und den Kindern eingebleut, Willibrord und Bonifatius beileibe nicht mit Dosenfutter zu ernähren. Dosenfutter, so sagt sie, wird von der Tiernahrungsindustrie fast ausschließlich aus Tierkadavern oder aus Fleisch hergestellt, das hohe Hormonwerte aufweist, also Überreste, die der Mensch aus Gesundheitsgründen selbst nicht essen würde. *„Tiere, die mit Dosenfutter aus der Industrie ernährt werden, leiden nach einigen Jahren an Leberkrebs, also verfüttern Sie an die Katzen nur das, was Sie auch selber essen.“* Marguerite Zimmer-Kummer bleibt nichts anderes übrig, als Willibrord und Bonifatius viermal täglich ein Menü zuzubereiten. Mal gibt es Hühnerfleisch mit Reis und Gemüse, mal gibt es gekochten Fisch, den Marguerite mit Babynahrung mischt, und ausnahmsweise gibt's auch Thunfisch aus der Dose. Auch rohes Rinderhack, Milz und Leber fressen die beiden Raubtiere gerne. Schweinefleisch bietet Marguerite den beiden Katzen nur gekocht an, um eine Übertragung der lebensgefährlichen Ajeszkyschen Krankheit zu verhindern. Man ist ja nicht von gestern.

Willibrord ist wild auf Quark, während Bonifatius eher Schmelzkäse bevorzugt. Sie mögen auch Kartoffelbrei, Nudelreste, rohes Eigelb oder Haferflocken-Milchbrei. Kurzum, Marguerite füttert die Katzen anhand eines komplizierten Speiseplans mit wissenschaftlich berechneten Werten für Nährstoff- und Vitaminbedarf, fügt einmal pro Tag einen Teelöffel Hefeflocken über die selbstbereitete Nahrung, was für glänzendes Fell sorgt. Außerdem bekommen Willibrord und Bonifatius eine homöopathische Medizin verabreicht, damit sie sich keine Erkältung zuziehen.

Neben den Futternäpfen steht ein Kästchen mit eingesätem Gras, das die Katzen fressen, um sich von den bei der Fellpflege verschluckten Haaren zu befreien. Das Resultat ist, daß Willibrord und Bonifatius mehrmals wöchentlich auf den Fußboden in der Küche oder auf den Teppichboden im Wohnzimmer kotzen und an Durchfall leiden, weil sie lieber Milch als Wasser trinken.

Hinzu kommt, daß die beiden Viecher täglich gekämmt werden müssen, ansonsten ihre feine Unterwolle verfilzt. Besonders Willibrord führt ein furchtbares Gezeter auf, wenn er mit dem feinen Metallkamm am Bauch gekämmt und von Haarknoten befreit wird. Er kratzt und faucht jedesmal, wenn die Pflegestunde naht. Bonifatius seinerseits gibt sich gelassen und schnurrt sogar, wenn er gebürstet und gepudert wird. Selbst ein Bad mit Babyshampoo läßt er sich gefallen. Das Fönen freilich stößt auf seinen lauten und vernehmlichen Protest.

Die Augen- und Ohrenpflege ist bei Perserkatzen ebenfalls eine Plage. Da Willibrords und Bonifatius' Tränenkanäle eine Verengung aufweisen, müssen die Tränen mehrmals täglich mit einem Wattebausch getrocknet werden, der mit Borwasser getränkt wird. Außerdem gibt Batty den beiden Katzen Augentropfen und nimmt eine regelmäßige Ohrkontrolle mit dem Wattestäbchen vor.

Natürlich haben die Zimmer-Kummer mit ihren beiden neuen Haustieren viel Spaß, besonders wenn sie herumtollen, sich balgen, an der Tapete und den Gardinen kratzen, ihre Notdurft in den Bottichen der Zimmerpflanzen verrichten oder im Ehebett schlafen, statt in ihrem Korb.

Dennoch denkt Batty mit Wehmut an das Meerschweinchen Emil zurück. Das war doch ein viel anspruchsloseres Haustier, und es mußte nicht gekämmt und gebadet werden. Kein Wunder, daß Batty nachts mitunter von Meerkatzen träumt.

Jacques Drescher



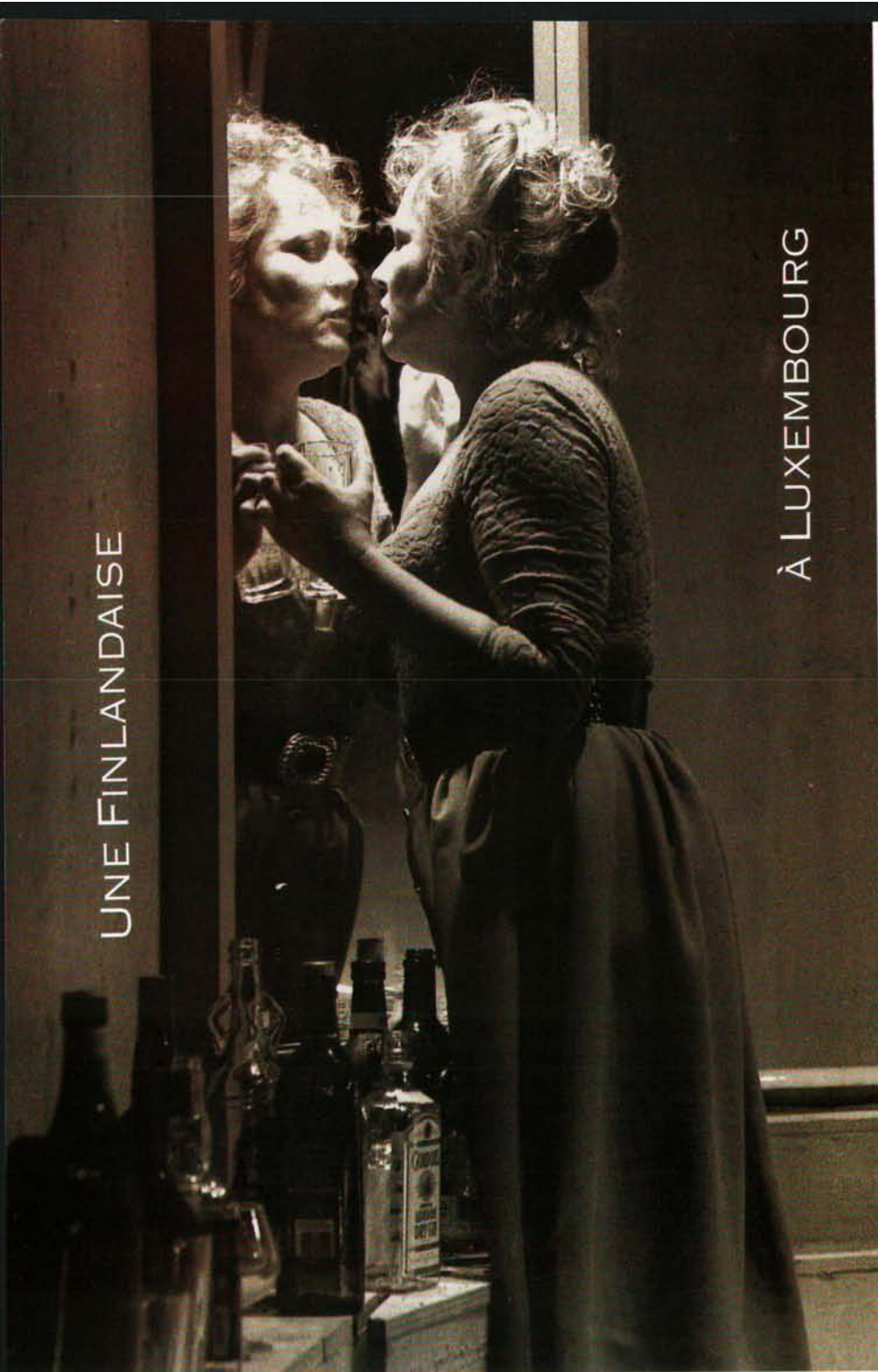


Photo: Christophe Ollinger

Marja-Leena Junker est bien à l'image de ce qui est possible dans la société cosmopolite d'aujourd'hui.

Finlandaise, épouse d'un fonctionnaire européen installé à Luxembourg depuis plus de vingt ans, directrice de théâtre à Luxembourg, actrice à Paris et à Bruxelles: une intégration qui enrichit la vie culturelle de notre ville, une ouverture indispensable pleine d'exigences.

Mais au-delà de cette constatation socio-culturelle, il y a un destin individuel, il y a un être humain, une femme qui a forgé sa carrière et sa vie en grande partie à travers le théâtre, il y a un engagement de tous les instants pour l'animation théâtrale dans la ville de Luxembourg.

Une comédienne de langue française

„J'ai quitté la Finlande à l'âge de 18 ans, le baccalauréat en poche. Je voulais être journaliste, je suis restée une année en Suède, une année à Londres, j'ai épousé un Français sans connaître un mot de français. Au début nous avons communiqué en anglais, j'ai appris le français à l'école Berlitz.”

Et justement l'actrice qui joue en français et qui donne des cours de diction française au Conservatoire de la ville de Luxembourg s'interroge encore aujourd'hui en éclatant de rire: „C'est une folie, on ne peut pas jouer dans une autre langue que la sienne, la langue fait partie de votre être, elle vous colle à la peau! Et pourtant je le fais depuis 15 ans!”

Certes, depuis son mariage, elle vit dans un milieu francophone, et si ses filles ont appris le finlandais au cours de longues vacances d'été dans son pays natal, la langue de communication de la famille Junker est le français.

Comme toujours, dans le Luxembourg plurilingue, le rapport à la langue tracasse tous ceux qui travaillent avec la parole humaine. Quand on lui fait remarquer sa réussite exemplaire comme actrice dans une langue à laquelle elle n'est venue que sur le tard, elle rétorque: „C'est tellement plus difficile de jouer dans une langue seconde. Tout doit être appris, la diction bien sûr, la respiration, le rythme... Au Conservatoire, dans mes cours de diction ou d'art dramatique, je vois la difficulté de mes élèves luxembourgeois ou allemands à dominer tous les aspects de cet apprentissage.”

L'enseignante en est venue à analyser la phonologie comparée du français et du luxembourgeois pour mieux corriger ses élèves.

Directrice de théâtre

L'actrice, elle, est plus difficile à saisir. Non, elle n'a jamais fait d'études théâtrales, certes, elle a joué un peu de théâtre à l'école, mais rien de suivi. Elle est venue au théâtre à Luxembourg, c'est par des amis qu'elle a eu des contacts avec Philippe Noesen dont elle a été l'élève pendant six ans tout en jouant au Théâtre du Centaure. Elle continue à suivre des stages, ici ou là, pendant une semaine ou deux, pour se ressourcer, elle va au théâtre partout où elle se trouve à l'étranger.

A examiner sa carrière théâtrale proprement dite, on constate qu'elle est indissociable de son activité de directrice du Théâtre du Centaure. Le regret se mêle à la satisfaction: „Nous organisons au Centaure depuis trois, quatre saisons plus de 130 manifestations par an, cette année probablement plus de 150. C'est énorme, surtout si l'on considère le travail pratique à accomplir, comme p.ex. la gestion de la salle, les lettres à écrire, la billetterie. J'ai une très bonne équipe avec moi au conseil d'administration, mais beaucoup revient vers moi. Mais somme toute ce n'est pas si mal de s'occuper de choses pratiques, il faut être humble et réaliste, avec un budget de 4 millions par an environ, nous abattons un travail énorme, alors que les théâtres subventionnés à l'étranger gaspillent pas mal d'argent.”

Elle a une petite inquiétude pour la fameuse année culturelle 1995. Dépendant du sponsoring, avec des subventions publiques reconduites d'année en année, le Centaure a peur de faire les frais de 1995. „Nous n'avons pas introduit de projet spécial, nous aimerions bien continuer notre travail normal, mais pour cela il faut que notre budget soit maintenu à son niveau actuel.”

Le paradis et l'enfer

L'actrice qu'elle est aimerait bien jouer dans une structure professionnelle bien assise, où elle serait libre de tous ces soucis, pour ne se consacrer qu'à son travail théâtral. Parfois, dit-elle, c'est le ras le bol: „Le théâtre au Luxembourg, pour une petite troupe privée, c'est le paradis et l'enfer à la fois.”

Le paradis, c'est qu'un individu peut encore faire aboutir un projet. C'est une liberté extrêmement précieuse qui n'existe plus à ce point dans d'autres pays. La déliquescence ou la légèreté des structures permettent cette liberté.

„Mais quel mépris au Luxembourg pour le travail que l'on fait. Non seulement, il n'y a que peu d'argent, public et privé, pour le théâtre, mais le public lui-même a souvent une attitude désinvolte qui déprécie notre travail. Et souvent, l'esbroufe rapporte plus que la qualité!”

Elle se souvient d'avoir joué en été 1984 pendant six semaines au théâtre municipal de Lahrti, sa ville natale. Elle compare avec Luxembourg: „Voilà une ville de 100.000 habitants, donc à peu près le nombre d'habitants de l'agglomération de Luxembourg, qui dispose d'une troupe permanente de 35 acteurs à plein temps, à côté d'un certain nombre de compagnies privées. Nous y avons joué 43 représentations dans un théâtre en plein air de 600 places, complet tous les soirs. Le public est véritablement populaire, les entreprises achètent des billets en bloc pour leur personnel, les soldats des garnisons environnantes y viennent. Bref, le théâtre y a sa place et sa fonction sociale.” Et de constater qu'au Luxembourg, le théâtre, malgré d'évidents progrès ces dernières décades, trouve difficilement son public et sa place dans la société.

Mais elle n'est pas amère, elle ponctue ces remarques de grands éclats de rire, et pourtant elle est très claire sur ses exigences: „Nous ne faisons pas de compromissions pour le public, mais nous recherchons un équilibre. Sans public, il n'y a pas de théâtre, donc il faut le cultiver. Mais ce qui m'importe, c'est la qualité. Miser sur la qualité, finit toujours par payer!”

De beaux rôles de femme

Toujours, il faut la ramener vers son travail d'actrice. „J'aime surtout les beaux rôles de femme, pleins, dramatiques.” Elle cite tout de suite Isée de *Partage du Midi* de Claudel, sa récente Célimène dans *Célimène et le Cardinal*, de Jacques Rampal, elle aimerait jouer Phèdre. Dans ce genre, elle admire Delphine Seyrig, Maria Casarès, de nos jours Isabelle Huppert. Et dans cet ordre d'idées elle est fière d'avoir découvert Myriam Müller au Conservatoire, grande actrice à ses yeux, qui est en train de faire une belle carrière en France. Elle m'annonce que la jeune femme est en train de tourner son premier grand rôle au cinéma, dans un film de Jean Delannoy Marie de Nazareth!

La comédienne qu'elle est avant tout s'est aussi consacrée à la mise en scène. Là aussi, elle a appris sur le tas, un peu par la force des choses. „C'est cher pour une petite compagnie comme la nôtre d'engager un metteur en scène à l'extérieur.” Depuis que Philippe Noesen est devenu directeur du théâtre d'Esch, c'est elle qui assume la plus grande partie de ce travail-là. De sorte qu'en 1993 elle n'a pas pu créer de nouveau rôle.

„Au début, dit-elle, j'ai voulu en faire trop, j'ai surchargé mes mises en scène, puis peu à peu j'ai simplifié, simplifié encore pour concentrer l'essentiel sur le travail des acteurs. D'ailleurs, il faut être acteur pour être metteur en scène. Il doit guider avant tout les acteurs.”

Alors, dans tout ce travail multiforme et exigeant, que recherche-t-elle, d'où lui vient l'énergie de continuer?

Reconnaissance internationale

A l'écouter parler, on sent bien qu'elle est toute entière engagée dans son métier. Oui, dit-elle, elle peut gagner sa vie avec ce métier, avec ses cours au Conservatoire, ses mises en scène, ses engagements à l'étranger. Or, ils sont rares, les professionnels du théâtre, à pouvoir l'affirmer à Luxembourg. „Pour les jeunes, c'est très dur de vivre du théâtre dans notre pays comme dans la grande région. Un de mes élèves, Frank Sasonoff, un Lorrain, qui est un excellent acteur, se démène pour jouer un peu partout, et il réussit tout juste à joindre les deux bouts.”

Surtout, ses déplacements à l'étranger et la reconnaissance internationale de son travail d'artiste lui sont indispensables. On se rappelle le grand succès de *La Voix Humaine* de Jean Cocteau, créé en 1985 au Centaure dans une mise en scène de Jean

Périmony, et joué avec un succès fou 138 fois au Théâtre du Tourtour à Paris.

Fin 1993 début 1994, pendant six semaines, elle a joué *Célimène et le Cardinal* au théâtre La Valette d'Ittre, près de Bruxelles.

Justement, ces déplacements à l'étranger se font dans des réseaux qui n'ont rien d'officiel, fondés uniquement sur les affinités et les sympathies. Beaucoup mieux que dans des structures officielles, les échanges ont lieu facilement entre petites compagnies et petites salles.

Elle se réjouit des bonnes critiques dans la presse française et belge. Pour son déplacement à Iltre, voici ce qu'a écrit „La Libre Belgique” du 14 février 1994: „... Marja-Leena Junker, qui a autant de classe que de sensibilité, grande dame qui a conservé des roueries de sa folle jeunesse.”

Dans „Le Soir” des 19/20 février 1994: „Marja-Leena Junker est à la fois vive, sensible et intelligente dans le rôle de Célimène.” Dans le même journal le 24 février 1994: „Célimène est jouée par une comédienne finlandaise qui préside aux destinées du théâtre du Centaure à Luxembourg, Marja-Leena Junker; actrice racée, à la beauté altière, elle articule le vers français avec une belle gourmandise qu'un léger accent épice d'une séduction supplémentaire.”

Ah son accent! Elle constate que les critiques en France et en Belgique relèvent cet élément d'exotisme qu'ils aiment bien trouver chez les étrangers, parfois difficiles à „classer”. Elle s'en amuse gentiment: „Le public aime bien cette différence.”

Différente, elle l'est assurément, par sa trajectoire imprévisible, par sa volonté farouche de porter à bout de bras une entreprise qu'elle n'en finit pas de toujours recommencer, par sa beauté et son intelligence, par son talent indéniable.

Quelle chance que d'avoir cette Finlandaise à Luxembourg!

Ben Fayot

Marja-Leena Junker dans „Partage du Midi” de Claudel



Photo: Raymond Clement

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Prince Henri (Boulevard du)

Dieser Boulevard, nach der Schleifung der Festung auf den ehemaligen Befestigungsanlagen angelegt, führt von der Avenue Marie-Thérèse aus, am Stadtpark entlang, zur Avenue Pescatore. Sein ursprünglicher Name, „Boulevard du Prince“, den er ab 1877 führte, wurde durch einen Gemeinderatsbeschluss vom 29. Dezember 1945 in „boulevard du Prince Henri“ umgeändert; durch Straßenbezeichnungen sollte gezielt das Andenken jener Persönlichkeiten wachgehalten werden, die dem Land bedeutende Dienste erwiesen haben.

Prinz Heinrich der Niederlande war von seinem Bruder, dem König-Großherzog Wilhelm III., kurz nach dessen Regierungsantritt 1849 mit der Verwaltung des Großherzogtums betraut worden. Er wurde am 3. Juni 1820 als dritter Sohn des damaligen Prinzen von Oranien auf Schloß Solyk in den Niederlanden geboren. Bereits in jungen Jahren trat er in den Marinedienst ein; als Seeoffizier und späterer Admiral sollte er weit in der Welt umherkommen.

In Luxemburg leistete er den Eid am 24. Oktober 1850, und bis zu seinem Tode 1879 sollte er der eigentliche Herrscher des Landes bleiben. Die Jahre seiner Herrschaft brachten dem Land einen vielversprechenden Aufschwung des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Auf innenpolitischem Plan hatte er zwar zunächst die reaktionäre Politik seines Bruders unterstützt, dem jedweder Sinn für liberale Bestrebungen fehlte und der 1856 auf sehr undemokratische Weise eine Revision der freiheitlichen Verfassung von 1848 durchsetzte, wodurch die Souveränität des Herrschers gegenüber der Volksvertretung wieder hergestellt wurde. Dem Prinzen Heinrich gelang es jedoch, in den kommenden Jahren durch seine konziliante Haltung eine Versöhnung der zerstrittenen Parteien herbeizuführen.

Eine bemerkenswerte Rolle kommt ihm in den Krisen Jahren 1867-1871 zu, als durch die Trinkgeldpolitik Napoleons III. und die Machtansprüche Bismarcks die Unabhängigkeit des Landes ernstlich bedroht war.

Damals wäre Wilhelm III. durchaus bereit gewesen, unter Voraussetzung der Einwilligung Preußens, Luxemburg gegen Entgelt an Napoleon III. abzutreten; es hätte ihm erlaubt, seine leeren Kassen zu füllen und sich des lästigen Anhängsels Luxemburg zu entledigen, das für ihn lediglich eine Quelle außenpolitischer Schwierigkeiten war.

Dem gegenüber trat Heinrich als eifriger Verfechter der Unabhängigkeit des Landes auf. Ihm kommt das Verdienst zu, auf eine friedliche Lösung der Frage hingearbeitet zu haben, die eine Räumung der Festung von preußischen Truppen voraussah sowie eine Neutralitätserklärung des Luxemburger Staates, ein Entscheid, der im Londoner Vertrag von 1867 Wirklichkeit wurde.

Auch 1870, angesichts der bedrohlichen Haltung Bismarcks, wandte sich Heinrich an seinen Verwandten, den Zaren Alexander III., und bat um Schutz, so daß dem Land das Schicksal erspart blieb, in die Kriegswirren hineingezogen zu werden.

Prinz Heinrich hatte 1853 die Prinzessin Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach geheiratet. Das Herrscherpaar, das seines leutseligen und aufgeschlossenen Wesens wegen bei der Bevölkerung sehr beliebt war, hatte seinen Wohnsitz in Walferdingen. Nach dem Tode der Prinzessin Amalia im Jahr 1872 heiratete der Prinz in zweiter Ehe die Prinzessin Marie von Preußen. Er selbst starb 1879 in Walferdingen. Von nun an nahm sein Bruder Wilhelm III. selbst wieder die Führung der Luxemburger Geschäfte in die Hand.



Probst Jean-Pierre (Rue)

Diese kurze Straße führt von der Place de l'Etoile zur Rue de la Chapelle.

Der Stadtpolitiker und Deputierte Jean-Pierre Probst wurde 1871 in Echternach

geboren. Nach seinem Jurastudium in Straßburg, Nancy und Paris wirkte er als Rechtsanwalt in Luxemburg. 1902 wurde er einer der Mitbegründer der sozialistischen Partei in Esch, deren Vorsitz er 1906 übernahm. Die Gründer dieser Partei stammten zwar aus den Kreisen des Bürgertums, aber es lag ihnen am Herzen, die schwierige Lage der Arbeiterschaft zu verbessern. Jean-Pierre Probst war dank seiner großen Beredsamkeit stets ein eifriger Verfechter der Rechte der Arbeiterklasse; er wirkte als Anwalt der freien Gewerkschaften und war auch um die Weiterbildung der Arbeiter bemüht. So war er auch ein Mitbegründer des Volksbildungsvereines. Seine politische Tätigkeit fällt in die Jahre 1902-1920. 1902 wurde er in den Gemeinderat der Stadt Luxemburg gewählt; von 1917 bis 1920 bekleidete er das Schöffenamts unter Bürgermeister Luc Housse. Als Verantwortlicher für das Schulwesen organisierte er die Waldschule im Baumbusch. Seine parlamentarische Tätigkeit erstreckte sich auf die Jahre 1905-1911 und 1917 bis 1919. In diesem Zusammenhang sei sein resolutes Auftreten für das Frauenwahlrecht hervorgehoben, und dies entgegen der Ansicht seiner Parteibrüder, die befürchteten, daß der Wahlgang der Frauen vor allem der Rechtspartei von Nutzen sein würde.

Es ist anzunehmen, daß Jean-Pierre Probst 1917 zusammen mit Jos Thorn für eine Radikalisierung der sozialistischen Partei eintrat, die bis dahin aus wahltaktischen Gründen mit den Liberalen einen Mitte-Links-Block gebildet hatte.

Man sah ihn auch auf der politischen Bühne in den Wirren der Jahre 1918 bis 1919, als die Linksparteien Großherzogin Marie-Adelheid gegenüber eine feindliche Haltung einnahmen und sich vehement für die Abschaffung der Monarchie einsetzten. Es wurden sogar Stimmen laut, die einen eventuellen Anschluß des Großherzogtums an westliche Nachbarländer forderten. In dieser aufgewühlten Stimmung waren es Jean-Pierre Probst und Luc Housse, die zur Mäßigung aufriefen und dafür plädierten, in der dynastischen Frage nichts zu unternehmen, sondern die Entscheidung der aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangenen Abgeordnetenkammer zu überlassen. Dies sollte dann zum Referendum von 1919 führen, das über das Schicksal des Landes und die Frage der Staatsform entschied. Im März 1919 hatte sich Jean-Pierre Probst bei den belgischen Sozialisten für die Unabhängigkeit Luxemburgs eingesetzt. Aus gesundheitlichen Gründen zog er sich in den zwanziger Jahren aus dem politischen Leben zurück. Er starb am 26. Februar 1936.

Eine seiner Töchter, Netty Probst, folgte dem Beruf des Vaters und machte auch in der Politik Karriere.

Trésors du Musée Pescatore

La peinture propre au 19^e siècle belge a connu, à l'issue des années folles un purgatoire dont elle commence seulement à émerger. Il est vrai que les goûts esthétiques jaillis du mouvement Dada n'avaient plus grand chose de commun avec ceux qui enchantèrent nos arrières-grands-parents. Le non-figuratif imposa sa vogue et les amateurs d'art brûlèrent ce que leurs devanciers avaient adoré.

D'admirables toiles sombrèrent ainsi dans le sommeil des greniers. Mais la mode est capricieuse. Il suffit parfois d'attendre le retour du balancier. Depuis un certain temps la peinture belge du 19^e siècle connaît un regain de faveur. C'est peut-être une réaction contre les outrances de l'avant-garde. A moins qu'on ait tout simplement besoin d'en revenir à une peinture plus souriante, plus aérée.



Anna Boch

La Louvière 1848 - Bruxelles 1933

Anna Boch est connue en tant que peintre de marines, de paysages et de fleurs.

Elle a été l'élève de Théodore Baron, Is. Verheyden, E. Beernaert et Théo van Rysselberghe. Très tôt elle se plaça dans le groupe des néo-impressionnistes.

Elle a fait ses débuts au Salon de Bruxelles en 1884. Deux ans plus tard elle est devenue membre du groupe des XX. Par la suite elle a subi l'influence du tachisme avec Vogels, Pantazis et Ensor.

En 1909 elle a participé à l'exposition de Munich. Ses œuvres se trouvent dans les musées de Bruxelles, de Gand, de Tournai et dans la Maison Communale de Verviers.

Anna Boch aimait voyager. Elle a visité la Grèce, la Sicile et l'Algérie. Pour peindre elle se rendait de préférence en Hollande, en Normandie, en Bretagne, en Savoie ou en Provence.

Des sujets qui reviennent souvent dans ses tableaux sont les roches rouges de l'Estérel, les barques multicolores des ports de pêche de la Méditerranée, les coins de villages baignés de soleil ou les jardins encombrés de fleurs. Elle interprète tout avec la même grâce et la même tendresse pour les harmonies joyeuses.

Les œuvres que lui dicta la Bretagne, pays de granit et de galets, montrent qu'elle a la même éloquence naturelle pour rendre des tons moins clairs et moins ensoleillés.

L'huile sur toile d'Anna Boch que possède le Musée Pescatore montre des „Falaises” situées le long de la Côte Rocheuse près de Benodet. Le tableau est un don de l'artiste, de passage dans notre pays, à la Ville de Luxembourg.

Georgette Bisdorff



Marlene Dietrich, porträtiert von Edward Steichen (New York 1932).
Das Bild gehört zu den wertvollen Kollektionen der städtischen Photothek, von denen
eine Auswahl in der diesjährigen Ausstellung „La Ville et son passé récent“ vom 22. Juli bis
zum 28. August im Cercle-Gebäude auf der Place d'Armes zu sehen ist.